Ueber einige bis jetzt unbekannte erfurter Drucke aus ...

Wilhelm Johann Albert Tettau (Frieherr von.)

Ueber einige

bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke

aus dem 15. Jahrhundert.

Ein Beitrag

zur Bibliographie der älteren deutschen Literatur

und zur vergleichenden Sagenkunde

von

Wilh. Freih. v. Tettau,

Ober-Regierungsrath und Vice-Präsident der Königl. Academie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt.

ERFURT, 1870.

Verlag von Carl Villaret.

Prof. F. J. Child

Nur in 50 Separat-Abdrücken abgezogen.

Inhalt.

Ein in dem Archiv der Marienkirche zu Erfurt befindlicher Sammelband in klein Quart, gebunden, der Zeit seiner Entstehung entsprechend, in mit gepresstem Leder überzogenen Holzdeckeln mit messingnen Clausuren, ist desshalb von grossem Interesse, weil er einige noch im funfzehnten Jahrhunderte in Erfurt gedruckten Schriften enthält, die von keinem Bibliographen erwähnt werden und höchst wahrscheinlich Unica sind. Schon die Innenseiten der Deckel enthalten zwei Merkwürdigkeiten, zwei, leider beschädigte, noch aus ebendem Jahrhunderte herrührende Kunstdrücke, der eine, geschrotete Arbeit, mit der auf einem Throne sitzenden Maria, die das Christuskind auf dem Schoosse hält und vor welcher der h. Nicolaus kniet, mit den Worten: Monstra tu esse mariam auf einem Spruchbande, der andere, ein Holzschnitt mit dem vor dem Hirsche knieenden h. Hubertus oder Eustachius.

Die in dem Bande enthaltenen Schriften sind zunächst: die Histori des Königs Appoloni. Gedruckt zu Ulm durch Hans Zainer 1499, eine schon bekannte (Panzer d. Annalen I. p. 243. nr. 481. Hain repertorium nr. 1299) Ausgabe des oft gedruckten Volksbuches, dem hier die vier ersten Blätter fehlen; sodann eine Anweisung Fische und Vögel zu fangen mit dem Titel: „dass Buchlein sagt wie man fisch vnd vogel fahen soll. Mit den henden vnd auch sunst mit vil bewerten recepten vnd punckten vnd ist geteilt in xxvij Capitel dy her nach folgent vnd

sagt auch zum letzten in welcher tzeit vnd monat im gantzen jar ein ieglicher visch am besten ist.“ Darunter ein Holzschnitt, von dem in dem vorliegenden Exemplar der untere Theil abgerissen ist. Die Schlussschrift lautet: Getruckt zu Erffordt. Anno dni M cccc xcviij. Der ungenannte Drucker ist unzweifelhaft Hans Sporer, wie nicht nur die Uebereinstimmung der Typen mit den in andern Druckwerken von ihm angewendeten, sondern auch der Umstand ergiebt: dass von dem Genannten in dem nämlichen Jahre eine Schrift gedruckt ist, die offenbar ein Seitenstück zu der vorliegenden bildet: Ein wahrhafftig Büchlein, gar nutzlich zu hören: zu manchen Sachen darin zu lernen von der edel tugend vnd krafft wegen dy an den edlen stainen synt: das manchen menschen zu hilff mag kumen der ir tugent lernt zu versten auss diessem Büchlein. Gedruckt zu Erffort In sant Pauls pfar zu den weissen billigen Berge. Anno Domini 1498. 10 Bll. in 4to (Panzer d. Annal. I. p. 234 nr. 453. Zusätze S. 87.) — — Die hier vorliegende 6 Bll. enthaltende Schrift ohne Seitenzahlen, Custoden und Signaturen, ist bis jetzt den Bibliographen unbekannt geblieben, eben so wie die in dem Bande nun folgenden fünf poetischen Erzählungen, von denen demnächst ausführlicher gesprochen werden soll. —

Auf die letzteren folgen die Visionen des Ritters Tundalus, ein im funfzehnten Jahrhunderte häufig in lateinischer, deutscher und niederländischer Sprache gedruckter mystisch-ascetischer Roman (Panzer d. Annalen I. S. 72. 86. 212. 291. Hain repert. nr. 15540—15549.) In dem vorliegenden Exemplare scheint das Blatt mit der Schlussschrift zu fehlen. Es lässt sich daher auch nicht mit völliger Sicherheit bestimmen, ob dasselbe einer der bereits bekannten Ausgaben angehört. Anscheinend ist dies nicht der Fall; wenigstens stimmt es, wenn auch der Wortlaut des Titels derselbe ist, doch in der Art, wie die einzelnen Zeilen abgetheilt sind, mit keiner derselben überein.

Den Schluss des Bandes bildet ein gleichfalls öfters im 15. Jahrhundert gedrucktes Buch, der Lucidarius oder Elucidarius, eine Art Encyclopädie in Form eines Dialogs zwischen einem Meister und seinem Schüler. Von der deutschen Bearbeitung dieser ursprünglich von dem Presbyter Honorius Augustodinensis verfassten Schrift zählt Panzer in den deutschen Annalen nicht weniger als 16, Hain (Repert. nr. 8803—8815) 13 noch im

15. Jahrhundert gedruckte Ausgaben auf; unter den ersteren ist auch eine: Erfurt bei Wolfgang Schenck 1505; die hier vorliegende ist aber nicht darunter befindlich und bis jetzt unbekannt. Die Schlussschrift derselben lautet: C. H. von S. M cccc xcvij. eine Abbreviatur, die unzweifelhaft durch Conrad Hist von Speyer, der im letzteren Orte, im Anfange des 16. Jahrhunderts als Drucker erscheint, erklärt werden muss, da eine 1502 gedruckte Schrift: Regiment, wie man sich für der pestilenz erhalten und helfen soll, die Schlussschrift trägt: Geendet am St. Blasiustag von C. Hist von S. (Panzer Zusätze S. 96). In Erfurt ist das Werkchen sicher nicht gedruckt, vielmehr stimmen die dazu verwendeten Typen mit dem vorerwähnten Druck von den Visionen des Tundalus überein, so dass, da auch die sonstige Ausstattung beider Schriften die nämliche ist, die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass sie aus derselben Druckwerkstatt hervorgegangen.

Was die übrigen Schriften des Sammelbandes betrifft, so ist, eben so wie bei dem einen schon erwähnten der Druckort: Erfurt und der Drucker: Hans Sporer von Nürnberg. Derselbe hat sich zwar mit vollem Namen in keiner von ihnen, mit dem Vornamen nur in einer genannt, und sich in den übrigen lediglich nach seiner Wohnung: „bei St. Pauls Pfarre in dem weissen Lilienberge“ bezeichnet, aber dennoch kann über die Identität kein Zweifel obwalten, denn in dem 1499 erschienenen Buche: Ein bewert Kunstbuchlin das den menschen gar nutzlich zu haben ist vil sachen darin zu lernen, lautet die Schlussschrift: Gedrucket zu Erffordt durch Johansen Sporer tzu den wissen Lilgen berge bey sant Pauls pfarr (Panzer, Zusätze S. 89 nr. 474c). Ausführlichere Nachrichten von diesem Drucker stehen in der Buchdruckergeschichte von Erfurt, mit welcher der Stadtrath Herrmann beschäftigt ist, zu erwarten. Ich kann mich daher hier auf einige kurze Bemerkungen beschränken. Dass Hans Sporer aus Nürnberg herstamme, ergiebt sich aus der Schlussschrift des Buchs von Sancta Anna von 1495, wo er sich Hans Buchdrucker von Nürnberg nennt (Panzer d. Annal. I. S. 218 nr. 400). Ursprünglich war er Holzschneider, (Murr Chronolog. Verzeichn. d. Nürnberg. Formschneider im Journal zur Kunstgesch. II. S. 134 cf. ib. 155), oder wie man es, da das Hauptgeschäft dieser Künstler damals im Illuminiren der Holzschnitte bestand, gewöhnlich nannte: Briefmaler, gewesen. Als solcher

hatte er 1473 die ganz in 24 Holztafeln in Folio geschnittenen Ars moriendi herausgegeben (Panzer l. c. S. 72. Falckenstein, Gesch. der Buchdruckerk. S. 23). Die Schlussschrift lautet hier: Hans sporer hat diss puch pruff-moler 1473. Der Druckort ist nicht angegeben, wahrscheinlich war er Nürnberg. Panzer (Zusätze S. 81) vermuthet: dass dieser Hans Sporer der Vater des Buchdruckers gewesen sei; es ist aber nicht der mindeste Grund zu einer solchen Annahme vorhanden. Später, wie Falckenstein (l. c. S. 152) glaubt, seit 1487, wandte sich Sporer der Buchdruckerkunst zu. Im Jahre 1487 erschien von ihm zu Bamberg ein „Fisirbüchlein“ (Sprenger Aelteste Buchdruckergesch. v. Bamberg S. 20 und 41) sowie 1491: Ein wunderliche und erschröckliche hystori von einem grossen wüttrich genannt Dracole wayda (ibid. S. 57) und 1493 eine Reihe von kleinen Schriften, fast durchgängig dieselben, die später von ihm in Erfurt wieder gedruckt worden, so: des Ritter Morgeners Walfahrt, Vom König im Bade, Die Historie von dem Grafen im Pfluge (Sprenger l. c. S. 59. 60. Panzer l. c. p. 207). Die Schlussschriften lauten hier bald: Von Meister Hansen Puchtrucker zu Bamberg hinter sant Martinskirchen (Panzer l. c. S. 207 nr. 365. S. 208 nr. 369), bald: Meister Hans Briefmaler zu Bamberg gesessen in der Frauengasse hinder sent Martein (ib. nr. 368), auch: Meister hans hinter sant Martein (ib. nr. 367 u. 372), oder: Gedruckt zu Bamberg hinter sant merty (ib. nr. 366) endlich auch bloss: Gedruckt zu Bamberg (l. c. nr. 370. 371. cf. ibid. p. 192 nr. 324). Panzer wollte zwar früher (l. c. p. 207 u. 209) diesen Meister Hans mit Hans Bernecker, der allerdings zu derselben Zeit eine Druckerei in Bamberg besass, identificiren, indem er hierin Denis (Supplem. Maitt. p. 308 nr. 2525 u. s. w.) folgt, hat dies aber später (Zusätze S. 81) implicite wieder zurückgenommen. Auch widerspricht jener Annahme der Umstand: dass Hans Bernecker in den Schlussschriften seiner Druckwerke stets zusammen mit Marx Ayrer genannt wird, seine Wohnung nicht hinter St. Martin, sondern: in der Zinckenwerth hatte (Panzer Ann. p. 201. 209) und erst seit 1493 druckte (Sprenger l. c. S. 20. 21).

Im Jahre 1495 tritt Hans Sporer in Erfurt als Buchdrucker auf; er soll sogar schon 1494 an diesem Orte ein Gedicht von der heiligen Maria gedruckt haben (Panzer Zusätze S. 81). Sprenger l. c. erzählt auf Grund eines Berichts in der fränki-

schen Chronik des Lorenz Friess, dass ein von Hans Sporer gedrucktes Spottlied auf den erfolglosen Versuch des Herzogs Albrecht von Sachsen, seinen Sohn Friedrich zum Coadjutor von Würzburg wählen zu lassen, das in Folge einer Klage des Herzogs auf kaiserlichen Befehl überall aufgekauft und verbrandt sei, jenen genöthigt habe, von Bamberg zu entfliehen. In Erfurt wohnte er zuerst: Zu dem Einsiedler bei St. Veit (Sprenger l. c. Falkenstein l. c. S. 124. Panzer l. c. S. 218. 220. Zusätze S. 81). Von den dort gedruckten Schriften hat er vier mit Hans Buchdrucker von Nürnberg, die beiden andern mit: Meister Hans Sporer unterzeichnet. Der weisse Lilienberg hinter St. Pauls Pfarre erscheint erst 1497 als seine Wohnung; er war es auch noch 1500, wo in demselben ein Büchlein von bewerter Ertzney der pferde, Herzog Ernsts Ausfahrt (Panzer Zus. S. 92) und der weiter unten näher zu erwähnende zweite Abdruck von des Ritters Morgener Walfahrt erschienen. Um diese Zeit scheint Sporer aber gestorben zu sein, oder sein Geschäft aufgegeben zu haben, indem später bei ihm erschienene Druckwerke nicht bekannt sind. Er kann sein Gewerbe übrigens nur in geringem Umfange betrieben haben, da keine einzige grössere Schrift aus seiner Presse hervorgegangen ist. Alle von ihm sowohl in Bamberg als Erfurt gedruckten Bücher, mit alleiniger Ausnahme von zwei 1500 erschienenen, deren eine 4½, die andere 5 Bogen enthielt, waren nur einen bis drei Bogen stark und bestanden in Schriften, die nicht für die Gelehrten, sondern für das Volk bestimmt waren. Dem entsprechend sind sie fast sämmtlich mit Holzschnitten versehen, die unzweifelhaft von Sporer selbst, der ja von Hause aus Holzschneider war, angefertigt sind. Es hat sogar den Anschein, als wenn diese Kunst auch später ihm die Hauptsache geblieben, und er den Typendruck nur damit verbunden, um seinen Holzschneidearbeiten einen leichteren und sicherern Absatz zu verschaffen. Seine Drucksachen haben daher auch begreiflicher Weise keine Aufnahme in die wissenschaftlichen Sammlungen jener Zeit gefunden, ein Umstand, aus dem es sich hinreichend erklärt, dass sie zu den grössten bibliographischen Seltenheiten gehören, und theilweise, wie namentlich die fünf kleinen Schriften, welche nun näher erwähnt werden sollen, so viel sich hat ermitteln lassen, nur in einem einzigen Exemplar bis auf unsere Zeit gelangt sind.

Die Königin von Frankreich, die vom Marschall verläumdet ward.

Der Titel lautet: „Die Kunigin von Frankreich, dy der marschalk gegen dem Kunig versagen wart, Um das sy nit seins willen was. In regnbogens langen Don.“ Darunter ein Holzschnitt, auf dem vorn der auf der Jagd befindliche König, im Hintergrunde die mit dem Zwerge im Bette liegende Königin und der Marschall, welcher aus der Thür des Schlosses heraustritt. Die Schlussschrift lautet: „Gedruckt zu Erffort. In sant Pauls pfar zu dē weissē liligenberge. Anno domini 1x98.“ Das Werkchen enthält 10 Blätter, deren letztes auf der Rückseite unbedruckt ist, und hat Signaturen aber keine Blatt- oder Seitenzahlen. Ausser dem Titelholzschnitt finden sich noch 15 in den Text eingedruckte Holzschnitte, sämmtlich sehr roh gearbeitet.

Verfertigt ist das Gedicht, wie schon der Titel angiebt, in des Regenbogen langem Ton, einem dreiundzwanzigzeiligen Gesätz (Strophe) die aus zwei s. g. Stollen zu vier Zeilen und einem Abgesang von 15 Zeilen besteht, dem vierten gekrönten Tone des meisterlichen Hortes, von dem v. d. Hagen Minnesinger IV. 639 ausführlich handelt, der auch ibd. p. 935, eben so wie Wagenseil (von der Meistersänger holdseliger Kunst Anfang etc.) und Eschenburg (Denkmäler alter Dichtk. S. 347) die dazu gehörige Singweise mittheilt. — Dergleichen Strophen sind 15 vorhanden, so dass das ganze Gedicht 315 Verse hat.

Der Inhalt ist nachstehender:

Der König von Frankreich hatte eine schöne tugendhafte Gemahlin. Sein Marschall, der grosse Macht besass, warb um ihre Liebe; da sie ihn abwiess, so beschloss er sich zu rächen. Als eines Morgens der König zur Jagd geritten war, nahm der Marschall einen schlafenden Zwerg und legte ihn in das Bette der gleichfalls noch schlafenden Königin, ohne dass eins von beiden erwachte. Er selbst eilte zum Könige und klagte bei diesem die Königin des Treubruchs an. Derselbe begab sich sogleich nach Hause und tödtete, als er jene Beide im Bette neben einander schlafend fand, den Zwerg sofort, indem er ihn an die Mauer schleuderte und wollte auch die Königin umbringen lassen. Der Herzog Leopold, der dies vernahm, beschwor ihn jedoch, dies nicht zu thun, damit er nicht ohne Erben bleibe, indem die Königin sich gesegneten Leibes befand. Er schlug

vor, diese an einen fremden Ort zu senden, und dort unter die Obhut eines frommen alten Dieners zu stellen, und, wenn sie erst dem Könige einen Erben geboren, darüber Entscheidung zu treffen: ob Tod oder ewige Verbannung ihr Loos sein solle. Herzog Leopold, der von der Unschuld der Königin überzeugt war, hoffte, dass es ihm inzwischen gelingen werde, den gegen sie gesponnenen Verrath ans Licht zu bringen. Der König liess sich erweichen; doch befahl er, so schmerzlich es ihm auch war, sich von ihr zu trennen, sie nach ihrer Niederkunft zu tödten. Sie wurde einem frommen alten Ritter übergeben, der dem Herzoge gelobte, ihrer treu wahrzunehmen. — Während jener mit der Königin durch einen wilden Wald zog, wird er von dem Marschall, der aus Besorgniss, dass seine Schandthat kundbar werden könne, schnell nachgeeilt war, überfallen und ermordet. Der Königin gelang es jedoch, während des Kampfes in das Dickicht zu entweichen und sich so dem Marschall zu entziehen. Nachdem sie drei Tage im Walde umhergeirrt, nur mit Kräutern und Wurzeln ihr Leben fristend, trifft sie einen Köhler, dem sie ihr Leid klagt und der sie freundlich aufnimmt und in dessen Hütte sie eines lieblichen Knäbleins genass. Sie übergiebt hierauf dem Köhler fünf Goldgulden, die sie bei sich hatte, und schickt ihn nach Paris, um alle zu weiblichen Handarbeiten nöthigen Werkzeuge und verschiedene farbige Seidenbänder zu kaufen, empfiehlt ihm dabei aber möglichste Eile und die tiefste Verschwiegenheit, damit nicht ihr Aufenthalt entdeckt werde. Vermittelst der eingekauften Gegenstände verfertigte sie schöne Arbeiten, durch deren Verkauf sie sich die Mittel zum Unterhalt für sich und ihr Kind verschaffte.

Der alte Ritter hatte einen Hund bei sich gehabt, der ihn auch nach dem Tode nicht verliess, sich täglich nach der Stelle begab, wo jener ermordet worden, und die Wunden des Erschlagenen leckte, dann aber nach dem königlichen Schlosse lief und den Marschall, wenn er ihn irgend erspähen konnte, mit Gebell und Beissen anfiel. Herzog Leopold, dem das Benehmen des Hundes aufgefallen war, folgte ihm einst nach in den Wald und gelangte so zu der Leiche des alten Ritters. Als bald nachher der König an der Tafel sass, ihm gegenüber der Marschall, fand sich wieder der Hund ein, biss diesen so gewaltig, dass er ihm ein Stück Fleisch ausriss, und flüchtete dann in den Schoss des

Herzogs. Der Marschall fordert von dem Letzteren die Auslieferung des Hundes. Aber Herzog Leopold erklärte nun dem Könige: dass der Hund ihn zu seinem Fürsprecher erwählt und ihm mitgetheilt habe, dass der Marschall an dem Tode seines Herrn schuldig, dass er ihm sogar die Stelle gezeigt, wo dieser ermordet worden, und dass er bereit sei, den Beweis hierüber zu führen. Viele Herzoge, Fürsten und Freie, denen der Tod des alten Ritters nahe gegangen, folgten nun dem Hunde, als derselbe sich wieder in den Wald begab, und gelangten so zu der Leiche. Diese wurde darauf mit Procession aus dem Walde geholt und feierlich bestattet, der Marschall aber wurde auf Antrieb des Herzogs Leopold genöthigt, im Zweikampf mit dem Hunde seine Unschuld darzuthun, wobei er zu seinem Schutze einen armlangen Knüttel erhielt, während der Hund blos auf seine Zähne verwiesen blieb. Dieser trug zwar manchen harten Schlag davon, fasste zuletzt aber seinen Gegner an der Kehle, warf ihn zu Boden und würde ihn umgebracht haben, wenn nicht der König dem Kampfe Einhalt zu thun geboten hätte. Der Marschall bekannte nun alle seine Missethaten und musste dafür die Strafe des Rades erleiden, nachdem er zur Richtstätte geschleift worden.

Als der König so die Unschuld seiner Gemahlin erkannt, war er von tiefer Reue und innigem Schmerze erfüllt. Er sandte in alle Lande hinaus, um sie aufzusuchen und verhiess demjenigen reichen Lohn, der sie wieder brächte. Drei Jahre lang blieb jedoch alle Mühe erfolglos. Um die Zeit schickte aber die Königin den Köhler wieder nach Paris, um eine von ihr verfertigte Arbeit zu verkaufen. Eine Krämerin, der er solche zum Kauf antrug, erkannte sofort, dass niemand anders als die Königin die Verfertigerin gewesen sein könne, eilte sogleich zum Könige und theilte diesem ihre Entdeckung mit. Der vorgeforderte Köhler leugnet zwar anfangs, musste aber, da die Arbeit keinen Zweifel liess, zuletzt die Wahrheit bekennen, wobei er nur für das Leben der Königin bat. Der König lässt sich von ihm sofort nach seinem Häuschen führen; der Köhler erbittet sich die Erlaubniss voran zu gehen. Die von ihm benachrichtigte Königin, die noch immer ihr Leben bedroht glaubt, ergreift die Flucht, wird aber vom Könige ereilt, der ihr dann eröffnet, wie sie nichts von ihm zu fürchten habe, er vielmehr schon lange

um sie Angst und Sorgen getragen, und sich nie wieder von ihr trennen wolle. Er springt vom Pferde, umschliesst sie mit seinen Armen, herzt und küsst sie. Bald wird auch das Söhnlein aufgefunden, das die Mutter, weil es ihr zu schwer geworden, bei der Flucht hatte zurücklassen müssen. Der König brachte nun Beide heim; es wurde mit aller Pracht eine neue Hochzeit ausgerichtet, mit Ringstechen und Turnier, die vierzehn Tage währten und zu der von nah und fern Vornehme und Geringe herbeiströmten. Alle die gekommen waren, wurden mit Speise und Trank freigehalten, so dass männiglich den König und die Königin priesen. Auch der Köhler ward reich belohnt und mit einer Grafschaft beliehen. Der König, nachdem er sich nochmals von dem Köhler, seinem lieben Gevatter — denn dieser hatte das Königskind aus der Taufe gehoben — Alles auf's Genaueste hatte wiederholen lassen, befahl die Geschichte niederzuschreiben.

Der Schluss der Erzählung: —

> Hiermit endet sich dies neue Gedicht,
> Und ist in einem gemeinen Ton gemacht,
> Doch neu in der Historie nicht,
> Sondern wie vor in Sprüchen ist gedacht. —

ergiebt: dass derselben eine ältere Bearbeitung zu Grunde liegt, und zwar eine nicht strophische, denn eine solche ist unter den „Sprüchen" zu verstehen (Uhland Schriften z. Gesch. d. Dichtung u. Sage II. S. 465), während der „gemeine Ton" sich auf die Umgestaltung in eine auf den gesangsweisen Vortrag berechnete strophische Form bezieht.

In der That hat auch eine Bearbeitung der ersteren Art existirt; sie ist noch jetzt nicht nur in einer grossen Anzahl von Handschriften (v. d. Hagen Gesammtabenth. I. S. 52. III. S. 778—780, Massmann Kaiserchronik III. S. 907) unter verschiedenen Titeln — Von der Kuniginn von frankreich wie ez ir erging — dis ist der Kunig von Frankreich — von dem hunt von Frankreich — die königin von Frankreich und der ungetriuwe marschalk — das ist der kunigk von franckhreich vnd sein fraw gar mynnigkleich die so jämerklich verraten ward von jrem pozen marschalkh — auf uns gelangt, sondern auch mehrfach (Graff Diutiska III. S. 378—397. Meyer und Mooyer Altdeutsche Dichtungen S. 52—62, v. d. Hagen l. c. I. S. 162—187) gedruckt.

Die Handschriften so wie die Abdrücke enthalten zwar verschiedene Recensionen und im Einzelnen mancherlei Abweichungen, wie sich schon daraus ergiebt: dass der Abdruck bei Graf aus einer Wiener Handschrift 753, der bei Meyer 702, der bei v. d. Hagen 678, die Berliner Handschrift 691 Verszeilen enthält *), der Gang der Erzählung ist aber in allen der nämliche und stimmt im Allgemeinen auch mit dem in der vorliegenden Bearbeitung überein, nur dass die letztere, die noch nicht halb so viel Verszeilen enthält wie die kürzeste von jenen, sehr erheblich zusammengezogen ist, was freilich ihre Bestimmung, gesangsweise vorgetragen zu werden, nöthig machte.

Die wesentlicheren Abweichungen des Liedes von der älteren Bearbeitung bestehen darin: dass der Herzog Leopold in der letzteren Herzog von Oesterreich und Oheim des Königs genannt wird, dass derselbe dem alten Ritter, der die Königin zu geleiten hat, das ausdrückliche Versprechen abnimmt, diese nicht zu tödten, dass die Angabe: dieselbe sei drei Tage im Walde umhergeirrt, fehlt, der Köhler von ihr zehn Gulden erhält, nicht blos um Seide verschiedener Farben, sondern auch Lebensmittel einzukaufen, dass Herzog Leopold nicht bereits den Leichnam des Ritters gefunden hat, als der Hund in des Königs Gegenwart den Marschall anfällt, die Leiche überhaupt gar nicht aufgesucht und daher auch nicht gefunden und bestattet wird, so dass also der Antrag des Herzogs auf einen gottesgerichtlichen Zweikampf zwischen dem Marschall und dem Hunde ziemlich wenig motivirt erscheint; dass jener sich nur mit grossem Widerstreben zum Kampfe versteht, nachdem er besiegt worden, aber ein sehr ausführliches Sündenbekenntniss ablegt (V. 421—441 und V. 470—476 des Abdrucks bei v. d. Hagen); dass der König, nachdem die Krämerin ihre Entdeckung ihm mitgetheilt, sich in Begleitung des Herzogs Leopold in deren Laden begiebt, um den Köhler abzuhören, der mit der Arbeit aus England gekommen zu sein anfangs behauptet, und erst, als der Herzog sich dafür verbürgt, dass der Königin kein Leid geschehen solle, die Wahrheit gesteht; dass endlich nach der Rückkehr jener an den Hof bloss die Taufe ihres Sohnes statt-

---

*) Die Varianten sind vollständig von v. d. Hagen l. c. I. S. 522—533 verzeichnet.

findet, von einer wiederholten Hochzeitsfeier, Ritterspielen u. s. w. aber nicht die Rede ist, wie denn überhaupt die strophische Bearbeitung, während sie sich sonst auf die Thatsachen beschränkt und alle Gegenreden fortlässt, doch gegen den Schluss ausgeführter ist, wie ihr Vorbild. Die Abänderungen, welche der Verfasser von jener vorgenommen, muss man beinahe durchgehends als Verbesserungen ansehen, namentlich gilt dies von denen, welche sich auf die Auffindung der Leiche des alten Ritters und deren feierliche Bestattung beziehen.

Man hat angenommen: dass auch der bekannte nürnbergische Meistersänger, Hans Rosenplut, genannt der Schnepperer, von welchem ausführlicher zu sprechen sich noch weiter unten Gelegenheit darbieten wird, den gleichen Gegenstand in einer poetischen Erzählung: von dem ungetreuen Marschall, behandelt habe, da eine solche sich in einer, Rosenplut'sche Gedichte enthaltenden Handschrift der hamburgischen Stadtbibliothek (Cod. chart. 4. S. 3—24) vorfindet (Petersen Gesch. d. Hamb. Stadtbibliothek S. 247). Die Richtigkeit dieser Annahmen muss aber bezweifelt werden. Der gedachten Handschrift sind erst von späterer Hand die Worte: Rhythmi vet. german. circa finem sec. XV. vel initium XVI. a Johanne Rosenplut dicto Schnepperer compositi, beigefügt. Wie wenig zuverlässig diese Angabe sei, geht schon daraus hervor, dass die dichterische Thätigkeit Rosenpluts keinesweges in den Schluss des funfzehnten oder den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, sondern in die Jahre 1431—1460 fällt (Keller Fastnachtspiele III. S. 1079). Die Handschrift enthält allerdings auch einige Gedichte dieses Meistersängers, daraus kann man aber noch keinesweges schliessen, dass Alles, was darin Aufnahme gefunden, ihm zugehöre, vielmehr befinden sich einige Gedichte darin, in denen sich ausdrücklich andere z. B. Hans Rosner (Nr. 8 Von dem der vil handwerck kunde und dennoch unglück jm zustunde) und Heinr. Teichner (N. 9 Von der wellt lauff) als Verfasser namhaft machen. Rosenplut hat die Gewohnheit, sich am Schlusse seiner Gedichte selbst zu nennen, und dies geschieht auch in denen der Hamburger Handschrift, die ihm wirklich angehören, so in Nr. 3 Die Hochzeit des Kunigs von Engellant und Nr. 6 Vom pfarrer der zu fünff male starb, dagegen kommt sein Name in dem hier in Rede stehenden Gedichte nicht vor, wie sich denn

dasselbe auch in keiner anderen Handschrift und keinem Druckwerke, welche die Arbeiten Rosenpluts enthalten, findet. Anscheinend ist die Bearbeitung der Erzählung von dem ungetreuen Marschall in der Hamburger Handschrift die nämliche, welche aus einem Wiener Manuscript in Graffs Diutiska abgedruckt ist, da die von Keller (l. c. III. S. 1431) mitgetheilten Anfangs- und Schlusszeilen der ersteren ziemlich wörtlich mit denen der letzteren übereinstimmen.

Der Verfasser der hier uns vorliegenden Bearbeitung ist eben so wenig wie der ihres nicht strophischen Vorbildes bekannt und wird auch schwerlich zu ermitteln sein. Sie selbst giebt weder in dieser Beziehung noch in Betreff der Zeit der Abfassung einen Anhalt. Nur versteht es sich, dass sie, da sie in einer von Regenbogen erfundenen Strophe und als diese sich bereits allgemeinen Eingang verschafft hatte, abgefasst ist, in eine spätere Zeit fallen muss, als die Regenbogens. Allerdings ist der hieraus sich ergebende Anhalt noch immer etwas unsicher, da die Lebensperiode des genannten Meisters bald in das Ende des 13. Jahrhunderts (Uhland l. c. II. S. 320 III. S. 203) oder um 1300 (v. d. Hagen und Büsching Literarisch. Grundr. S. 475), bald in den Anfang des 15. Jahrhunderts (Gervinus Gesch. d. deutsch. Litter. II. 154. Ettmüller Litteraturgesch. S. 269) gesetzt wird; doch kann kaum ein Zweifel darüber obwalten, dass Regenbogen in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt habe, da in einem seiner Gedichte des Kaisers Ludwig des Baiern als eines Lebenden gedacht wird.

Die Sprache der vorliegenden Bearbeitung ist die am Schlusse des 15. Jahrhunderts üblich gewesene, doch kann hieraus noch kein unbedingter Schluss auf die Zeit der Abfassung gezogen werden, da der Drucker, der seine Arbeit nicht für die Gelehrten, sondern für das grössere Publikum bestimmt hatte, jedenfalls dafür Sorge getragen haben wird, dass sie nicht in einer damals nicht mehr allgemein verständlichen Sprache an das Licht trete. Ihre Abfassung ist wohl nicht später als in den Anfang des 15. Jahrhunderts zu setzen, wo, nachdem die höfische Dichtung allmählich ganz verstummt war, das Volk wieder anfing der Poesie seine Pflege zuzuwenden und damit begann, bereits vorhandene Stoffe in die seinen Bedürfnissen entsprechende Form umzugiessen, ein Verfahren, von dem uns ein zweites Bei-

spiel weiter unten begegnen wird. Läge zwischen der Abfassung des Gedichts und dessen Druck eine längere Zeit, so würde unzweifelhaft der Reim häufiger verwischt sein, wie jetzt der Fall ist.

Eine Handschrift von demselben existirt, so weit sich hat ermitteln lassen, nicht — ein Umstand, der gleichfalls die obige Annahme unterstützt — sonst würde aus dieser vielleicht ein bestimmter Anhaltspunkt für die Entstehungszeit gewonnen werden können; dagegen ist das Gedicht im 16. Jahrhundert mehrfach gedruckt; Weller (Annal. II. S. 200. 201) führt vier Ausgaben auf; der Titel lautet hier: das lied von der Kunigin von Frankreych die der falsch marschalk den Kunig übergab, da sie nit wolt seyns willen pflegen. In des Regenbogen langen Ton. Aus dem 15. Jahrhundert sind andere Ausgaben als die vorliegende nicht bekannt, so dass diese also die älteste sein würde.

Der Inhalt der Erzählung schliesst sich einerseits an die Sagen von Frauen, welche von ihren Gatten verstossen wurden, weil ein Verräther, dessen Liebeswerbung sie zurückgewiesen, sie verläumdet und der Untreue bezüchtigt hatte, die dann in der Wildniss, in der sie Zuflucht gefunden, eines Kindes genesen, und endlich, nachdem ihre Unschuld erkannt worden, mit dem Gatten wieder vereinigt werden, während der Verräther die gebührende Strafe erhält, wie wir ihnen in der Genovefa, der Crescentia, der Florentia, dem Kaiser Octavian, der Tochter des Reussenkönigs u. s. w. in grösserer oder geringerer Uebereinstimmung wieder begegnen, *) andererseits an die durch Thiere

*) Ueber diesen ganzen Sagenkreis vergl. v. d. Hagen Ueber die Schwanensage (Abhandl. d. Berl. Academ. d. Wissensch. 1846) S. 564 fgg. Ders. Gesammtabenth. I. p. CI., Massmann Kaiserchronik III. S. 893—917, besonders aber Svend Grundtvig in der Einleitung zu den von ihm mitgetheilten, auf den fraglichen Sagenkreis bezüglichen dänischen, isländischen und faröischen Volksliedern (Danmarks gamle folkeviser. Kiöbhn. 1853 I. S. 177—213) Grundtvig glaubt: dass die Sage, die er gewissermassen als ein weibliches Seitenstück zur männlichen Josephssage ansieht, ursprünglich mehreren germanischen Stämmen, so namentlich den Franken und Longobarden gemeinsam gewesen, dann sich über Deutschland verbreitet, von hier aus in England, Dänemark, den Faroen und Island Eingang gefunden, in allen diesen Ländern mit wirklichen historischen Personen verbunden worden sei, zuletzt aber jede historische Anknüpfung aufgegeben habe.

an den Tag gebrachten Mordthaten, wie sie sich auch in den Kranichen des Ibycus, den durch Rebhühner entdeckten Judenmord (Boners Edelstein Nr. 6), den Raben, welche die Mörder des h. Meinrad verrathen (E. v. Bülow zur Nachfolge Christi. Novellensamml. S. 191) u. dergl. m. finden. In der hier vorliegenden Benutzung dieses Stoffs tritt nur das Eigenthümliche hinzu, dass der Mörder durch einen Zweikampf mit dem entdeckenden Thiere überführt wird. Es ist dies die allbekannte und bis auf die neueste Zeit vielfach bearbeitete Erzählung von dem Hunde des Aubry, die sogar nicht ohne Einfluss auf die literarischen und theatralischen Zustände Deutschlands geblieben, da ihre Inscenesetzung es war, welche Göthe veranlasste, von der Leitung des Weimarschen Hoftheaters zurückzutreten.

Die Erzählung gehört ihrem Ursprunge nach in den epischen Sagenkreis des nördlichen Frankreichs, dem von Karl dem Grossen und seinen Paladinen, denn der König, welcher seine Gattin verstösst, ist kein Anderer als Karl der Grosse selbst. Schon in sehr früher Zeit hat die Poesie sich dieses Stoffes bemächtigt. Alberich, Mönch im Kloster Troisfontaines in der Diöcese Lüttich, ein Geschichtsschreiber des 13. Jahrhunderts — er schrieb sein Chronicon 1239 und legte 1246 die letzte Hand daran (Willmann in Pertz Archiv X. S. 179) — führt (Chronicon e manuscript. nunc prim. editum a G. G. Leibnitio. Lips. 1696 zugleich Th. I. Abth. 2 von dessen Access, hist. pag. 105), nachdem er zuvor auf Grund einer Angabe von Alcuin erwähnt: dass Karl der Grosse auf Anmahnung seiner Mutter die Tochter des Longobardenkönigs Desiderius geheirathet, dieselbe aber nach einem Jahre aus unbekannten Gründen wieder verstossen und Hildegard, aus einem der edelsten Geschlechter Schwabens entsprossen, heimgeführt, welche ihm drei Söhne, Karl, Pipin und Ludwig geboren habe, so fort: „Ueber die Verstossung der erstgenannten Königin, welche den Namen Sibilla führte, ist von französischen Sängern ein sehr schönes Gedicht gemacht worden, von einem sehr hässlichen Zwerge *), der die Veranlassung zur Vertreibung der Königin gegeben hat, von Aubry (Albericus)

*) Bei Albericus steht vano, wohl nur durch einen Schreib- oder Druckfehler, statt: nano.

dem Ritter von Montdidier (Montis-Desiderii), welcher sie geleiten sollte, von dem Tode des Verräthers Macaire (Macharius), von dem Jagdhunde jenes Aubry, der den obengenannten Macaire in Gegenwart Karls zu Paris in einem wunderbaren Zweikampfe besiegte; von Galleran, Bachar und eben diesem Macaire, wie sie schmachvoll durch die Strassen geschleift und mit dem Tode am Galgen belegt wurden; von einem bäuerischen Eseltreiber Namens Warocher, der die obengenannte Königin in bewundernswürdiger Weise in ihre Heimath brachte; von dem berüchtigten Räuber Grimard (Girimardus), mit dem sie unterweges zusammentrafen; von einem Einsiedler und dessen Bruder Richard (Richerus), Kaiser von Constantinopel, dem Vater der genannten Königin; von dem Zuge, den der Kaiser mit seinen Griechen nach Frankreich unternahm; von Sibillens Sohn, Ludwig genannt, dem der Herzog Naimes (Naaman) seine Tochter Blanchefleur zur Gattin gab, und wie Karl der Grosse auf dem Bergschloss Guidomar (Widomarum) von Ludwig und den Griechen belagert wurde; von der Wiederaussöhnung der Königin mit Karl, was übrigens unrichtig ist, von dem Tode der sechs Verräther aus dem Geschlechte Ganelons, von denen die beiden obengenannten, Macaire und Galleran zu Paris umkamen, zwei vor den Thoren von Guidomar, darunter Amaugis (Almagius) und zwei im Schlosse selbst, und vielem Anderen, was sich noch in diesem Romane findet und zum grossen Theile grundfalsch ist. Denn dies Alles, wenn es auch ergötzen und die Hörer bald zum Lachen, bald zu Thränen bewegen mag, kann doch, weil es sich zu weit von der Wahrheit entfernt und nur um des Gewinnstes willen so verfasst ist, nicht gutgeheissen werden."

Die Chanson de geste, von welcher Alberich hier einen Auszug giebt, scheint zwar vollständig nicht mehr vorhanden zu sein, man irrt aber sicher nicht, wenn man annimmt, dass das auf einem Pergamentblatte, welches auf dem Deckel eines Johannes de Lyra aufgeklebt war, entdeckte Fragment, das von Reiffenberg (Mouskes I. p. 611—614) und hiernach von Wolf (Ueber die beiden niederländisch. Volksbücher S. 8—12) mitgetheilt ist, demselben angehöre. Nicht nur stimmt die Sprache, die auf den Anfang des 13. Jahrhunderts weist, aus welchem letzteren den Schriftzügen nach auch das Manuscript stammt, zu dieser Annahme, sondern es kommen auch die in demselben auftretenden

Personen mit den von Alberich genannten überein — Karl der Grosse — dessen Gemahlin Sibille — Richer *), Kaiser von Constantinopel, deren Vater — Louys, ihr Sohn — Varocher, der Eseltreiber, der sie ihrem Vater zuführt — Grimard, der Räuber, mit dem sie unterwegs zusammentreffen — der Einsiedler, Kaiser Richers Bruder. Wenn Sibille in dem Fragmente sagt, sie sei nur Ein Jahr bei Karl gewesen, so stimmt auch dies genau zu dem Berichte Alberichs; die Schlussworte von jenem:

Or m'en a fors gitée par dit de losengier
Par les maus traitors cui diex doinst encombrier
Les parent Ganélon que Dieu n'orent ains chier

klingen fast so, als wenn Alberich seine „proditores de genere Ganelonis" wörtlich ihnen entnommen habe. Das Fragment enthält zwar gerade die Hauptbegebenheit, die uns zur Vergleichung mit dem deutschen Gedichte besonders interessiren würde, die Verstossung der Königin, nicht, sondern beschränkt sich auf die Vorfälle bei dem Zuge von Ungarn nach Constantinopel — das Zusammentreffen Varochers und der Königin mit dem Räuber Grimard und dem Einsiedler — aber es reicht dies vollkommen aus, um die Identität mit der von Alberich erwähnten Chanson de geste darzuthun, und zu dem Schlusse zu berechtigen: dass auch in den nicht auf uns gelangten Abschnitten eine gleiche Uebereinstimmung stattgefunden haben werde. **)

Jeder etwa mögliche Zweifel hierüber wird dadurch beseitigt, dass wir ein spanisches und ein niederländisches Volksbuch besitzen, die offenbar im Wesentlichen nur eine Bearbeitung jener epischen Dichtung enthalten, mögen sie nun unmittelbar, oder wie Wolf (Neueste Leistungen S. 158) ohne dringenden

---

*) Die Namen Richer, Varocher und Grimard sind in dem Fragment nur durch die Anfangssylben: Rich., Var. und Gri. bezeichnet; die mittelalterlichen Handschriften begnügen sich aber nicht selten damit, die Eigennamen nur bei dem ersten Vorkommen voll auszuschreiben, ein Verfahren, was namentlich bei den französischen Abschreibern sehr gewöhnlich war.

**) Auch Wolf (Niederländ. Volksbüch I. S. 183 fgg.) hat schon angenommen, dass das Fragment der von Alberich erwähnten Chanson de geste angehöre, die in jenem erhaltenen Stellen mit den bezüglichen Abschnitten des spanischen und des niederländischen Volksbuchs zusammengestellt, und deren beinahe wörtliche Uebereinstimmung nachzuweissen gesucht.

Grund vermuthet, durch Vermittelung eines französischen Prosaromans *) daraus geschöpft sein, und die ihrerseits, abgesehen davon, dass die Eigennamen theilweise hispanisirt sind, bezüglich eine holländische Färbung erhalten haben, vollkommen mit dem erhaltenen Fragment der chanson de geste und dem Auszuge derselben bei Alberich übereinstimmen **), so dass der Inhalt des ersteren auch in seinen übrigen Theilen dadurch genau bekannt wird. Da Ferd. Wolf von dem spanischen Volksbuche, der Hystoria de la reyna Sebilla in den: Neuesten Leistungen

*) Dass die spanische Uebertragung der Sibillensage erheblich früher erfolgt sei als deren Erscheinen im Druck (Sevilla 1532. Burgos 1551. ibid. 1553. Valladolid 1623) ergiebt sich daraus: dass sich eine noch dem 14. Jahrhundert angehörige Handschrift derselben: Cuenta del Emperador Carlos Maynes de Roma et de la buena Emperadriz Sebilla, in der Bibliothek des Escurial befindet (Pascual de Gayangos in dem seiner Ausgabe des Amadis vorgesetzten: Catalogo razonado de los libros de caballerias p. LXXXIII). Die Umarbeitung ihrer Heldengedichte in Prosaromane durch die Franzosen selbst erfolgte aber erst im 15. Jahrhundert (Rosenkrauz Gesch. d. Poesie Th. II. S. 138. vergl. auch Dunlop Gesch. d. Prosadichtung übertr. von Liebrecht S. 63. 64).

**) Wenn v. d. Hagen (Gesammtabenth. I. S. CXI.) die Hauptabweichung des spanischen Romans von Alberichs Auszug aus dem französischen Heldengedichte darin findet, dass die lombardische Königstochter in eine griechische Kaisertochter verwandelt sei, so beruht dies auf einem Missverständnisse. Alberich unterscheidet zwischen der wirklichen Geschichte, für deren Gewährsmann ihm Alcuin gilt, und der Chanson de geste. Nur nach jener ist Karls Gemahlin die Tochter des Longobarden-Königs Desiderius, dagegen wird in der von ihm gegebenen Uebersicht des Inhalts des Heldengedichts gleichfalls Kaiser Richer von Constantinopel als der Vater Sibillens genannt. Es fragt sich aber doch: ob Alberich sich nicht in einer anderen Beziehung eine Verwechselung hat zu Schulden kommen lassen, denn nicht die von Karl verstossene Tochter des Desiderius ist die Sibille der Sage, vielmehr ist jene die Nachfolgerin von dieser in der Reihe von Karls Gemahlinnen. In dem Roman de Charlemagne, der als eine Arbeit des Girard d'Amiens sich giebt, wird nämlich erzählt: dass Galiena, die, wie weiter unten gezeigt werden wird, mit Sibille identisch ist, da sie den letzteren Namen bei ihrer Taufe empfing, bald, nachdem sie Karl einen Sohn geboren, gestorben sei. Nach einem Jahre des Witthums habe Karl aus Staatsrücksichten die Tochter des Longobardenkönigs Didier geheirathet, die er demnächst aber ebenfalls aus Gründen der Politik wieder verstossen habe. Weiter unten wird noch eine andere Verwechselung, der Alberich sich schuldig gemacht, erwähnt werden.

der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte S. 124—156, von dem niederländischen aber in: Ueber die beiden wiederaufgefundenen niederländischen Volksbücher von der Königin Sibille und von Huon von Bordeaux, Wien 1857 (auch in den Denkschriften der kaiserl. Academie der Wissensch. Philosoph. hist. Klasse Bd. VIII. S. 180—282) genaue Analysen gegeben hat, so kann ich mich auf eine Mittheilung des Inhalts, so weit er zu dem hier vorliegenden Liede in unmittelbarer Beziehung steht, beschränken.

Als Karl der Grosse einst mit seiner Gemahlin, der Königin Sibille, und seinen Vasallen zu St. Denis ein grosses Fest beging, fand sich ein zwerghafter Ritter von auffallender Hässlichkeit ein, der dem Könige seine Dienste anbot. Dieser fand Wohlgefallen an ihm und nahm ihn mit sich nach Paris. Als Karl sich einst früh Morgens auf die Jagd begiebt und seine Gemahlin noch schlafend zurücklässt, schleicht sich der Zwerg in das offengebliebene Schlafgemach und nähert sich mit lüsterner Begierde der reizenden Schläferin, die darüber erwacht und, als jener so kühn ist, ihr Liebesanträge zu machen, so in Zorn geräth, dass sie ihm einen Backenstreich versetzt, der ihm drei Zähne kostet. Der Zwerg ergreift nun zwar die Flucht, beschliesst aber sich zu rächen. Als der König, von der Jagd heimgekehrt, den Verlust der Zähne wahrnimmt, behauptet jener, sie bei einem Falle eingebüsst zu haben. Noch in der nächsten Nacht schleicht er sich wieder in das königliche Schlafzimmer und verbirgt sich dort hinter einem Teppich, bis der König sich noch vor Tagesanbruch vom Lager erhebt, um sich zur Frühmette zu begeben. Der Zwerg nimmt nun dessen Stelle ein, entschläft aber selbst, zwischen Furcht und Begierde schwankend, bevor er noch seine frevelhafte Absicht ausgeführt. Als der König bei der Rückkehr aus der Kirche beide so beieinanderliegend findet, ist er ausser sich vor Wuth, und ruft seine Vasallen hinein, damit sie Zeugen des entweihten Ehebettes sind und über den Frevel richten. Unter ihnen ist auch das Geschlecht der Verräther, Ganelon und seine Sippen, die Mainzer, namentlich Macaire, der stets süsse Worte im Munde, aber boshafte Ränke im Herzen hatte. Dieser heuchelt tiefe Betrübniss und Entrüstung und räth dem Könige, die auf frischer That ertapp-

ten Verbrecher den Feuertod erleiden zu lassen. Ihm stimmen die Uebrigen seines Geschlechtes bei. Nachdem der König demgemäss den Befehl ertheilt hat, die Königin und den Zwerg dem Flammentode zu übergeben, säumen Macaire und seine Genossen nicht, jenen zur Ausführung zu bringen und richten mit eigenen Händen den Holzstoss zu. Vergeblich ruft Sibille das Mitleid ihres Gatten unter Betheuerung ihrer Unschuld an, selbst ihre Bitte: wenn man einmal sie verderben wolle, doch um des Kindes willen, das sie unter dem Herzen trage, bis nach dessen Geburt ihr Leben zu fristen, bleibt unerhört. Alle Zuschauer werden bei dem Anblicke der schönen, in Thränen schwimmenden Frau tief gerührt, aber der König verharrt in seinem Zorn und keiner wagt es, diesem Einhalt zu thun. Schon lodern die Flammen des Holzstosses, da erscheinen noch im letzten Augenblicke der ehrwürdige Herzog Naimes, Almerich von Narbonne und Wilhelm von Schottland, werfen sich dem Könige zu Füssen und bitten ihn um Gnade, indem sie auf den unersetzlichen Verlust hinweisen, den Karl selbst und das Reich erleiden würden, wenn das Kind, das die Königin unter dem Herzen trage, zu Grunde gehe. Sie schlagen vor, diese zu verbannen. Der König wird hierdurch wenigstens bewogen, den Vorfall näher zu untersuchen. Als aber der Zwerg, die Wahrheit zu bekennen aufgefordert, auf Antrieb der Verräther, die ihm reichen Lohn zugesagt, erklärt: dass er trotz seines Widerstrebens der Königin habe zu Willen sein müssen, da entbrennt Karls Zorn von Neuem. Er lässt den Zwerg sofort in die Flammen werfen, der Königin aber gebietet er, durch das Ansehen und die Vorstellungen des Herzogs Naimes bewogen, nach Ablauf von vierundzwanzig Stunden sich in seinen Landen nicht mehr blicken zu lassen, widrigenfalls die über sie verhängte Todesstrafe sofort vollzogen werden solle. Ihr Jammern lässt ihn aber doch nicht ganz ungerührt, und er trägt daher dem Aubry de Montdidier, einem seiner treuesten und tapfersten Vasallen auf, Sibillen durch das Waldgebirge zu geleiten, von wo diese sich nach Rom zu begeben habe, um dem heiligen Vater ihre Sünden zu bekennen und dafür Busse zu thun.

Die unglückliche Sibille verlässt so, nachdem sie auf ein Maulthier gesetzt worden, den Hof, wobei Karl selbst der Thränen sich nicht enthalten kann, in der Gesellschaft Aubrys, der

wie immer seinen treuen Jagdhund bei sich hat. Als sie schon vier Meilen von Paris entfernt und in den Wald gelangt sind, werden sie von Macaire erreicht, der heimlich den Hof verlassen, sich wohl bewaffnet und beschlossen hat, die Königin zu zwingen ihm zu Willen zu sein, deren Begleiter aber, wenn er ihn daran sollte hindern wollen, zu tödten. Schon von weitem ruft Macaire den Wallern zu: sie möchten ihn erwarten; Aubry gehorcht in dem Glauben, der König wolle seine Gemahlin wieder zurückrufen; Macaire verlangt jedoch, dass Aubry die Königin ihm überlasse, um sein Gelüst an ihr zu befriedigen. Aubry erklärt aber, bis zum letzten Blutstropfen die Ehre der Gattin seines Herrn vertheidigen zu wollen, und auch diese beschwört ihn, sie nicht dem Verräther Preis zu geben. Als alle Drohungen Macaires erfolglos bleiben, rennt derselbe mit seiner Lanze den Gegner an, der diese zwar entzweihaut, aber in dem sich nun erhebenden Schwertkampfe trotz aller Tapferkeit und obwohl ihm sein Hund beisteht, doch zuletzt unterliegt, da er ohne alle Schutzwaffen, der Andere aber von Kopf bis zu Fuss wohlgewappnet, der Kampf daher ein zu ungleicher ist. Der Hund, den Macaire nun gleichfalls zu tödten sucht, flüchtet in den Wald, in welchen auch die Königin während des Kampfes entwichen ist. Macaire ist ausser sich vor Wuth, als er sich so um den Preis seiner Schandthat betrogen sieht, aber vergeblich durchsucht er nach allen Richtungen den Wald; er findet keine Spur von der Entflohenen und muss in ohnmächtigem Grimm über das Fehlschlagen seines Unternehmens sich, wie ein Dieb in der Nacht, heimlich wieder an den Hof zurückbegeben.

Die Königin war, ohne sich Rast zu gönnen, die ganze Nacht durch den Wald geritten; am Morgen stösst sie auf einen riesigen Bauern, von wildem Aussehn, mit Hundszähnen, struppig an Haar und Augenbrauen, unter denen ein grünes und ein schwarzes Auge sich zeigen, in grobem und schmutzigem Anzuge, der einen mit Holz beladenen Esel vor sich hintreibt. Der Eseltreiber, dem die Königin auf sein barsches Anrufen demüthige Antwort ertheilt und um Auskunft über den von ihr einzuschlagenden Weg bittet, ist verwundert, theils eine so schöne Frau bei Tagesanbruch im Walde zu treffen, theils über die auffallende Aehnlichkeit, welche dieselbe mit der von Karl zum Tode verurtheilten Königin Sibille hat. Da er seinen Unwillen über dies

Verfahren des Königs äussert, so giebt Sibille sich ihm zu erkennen, erzählt ihm ihre Lebensgeschichte, betheuert ihre Unschuld und bittet um seinen Beistand, damit sie binnen der gesetzten Frist das Gebiet des Königs verlassen könne. Der Bauer, der sich Warocher (im spanischen Roman: Baroquel) nennt, ist ausser sich vor Freude, seiner Königin Schützer werden zu sollen und schwört ihr, dass er sie nicht eher verlassen und in sein Haus zurückkehren werde, bis er sie zu ihrem Vater, dem Kaiser Richer von Constantinopel gebracht, der die ihr angethane Unbill rächen werde. Da die Königin über grossen Hunger klagt, so begiebt er sich mit ihr nach der unfern belegenen Stadt Verdun (Videuniz), während er seinen Esel allein nach Hause kehren lässt, bei dessen Ankunft Warochers Gattin nicht wenig erschrickt, da sie diesen für verunglückt halten muss.

Der Hund war, sobald er sich nicht mehr verfolgt sah, auf den Kampfplatz zurückgekehrt. Als er dort den entseelten Körper seines Herrn fand, dieser auch bei seinem Geheule und als er ihm die Wunden leckte, kein Lebenszeichen gab, scharrt er denselben in eine mit den Pfoten gekratzte Grube und legt sich auf ihn, um ihn vor Vögeln und Raubthieren zu sichern. Nachdem er so vier Tage und Nächte gelegen, nöthigt ihn der Hunger sich Nahrung zu suchen. Er begiebt sich in gewohnter Weise in den Palast, wo der König gerade mit seinem Hofe an der Mittagstafel sitzt. Als er aber an dessen Seite den Mörder seines Herrn erblickt, fällt er, seinen Hunger vergessend, diesen wüthend an, packt ihn an der rechten Schulter und beisst ihn so, dass derselbe vor Schmerz laut aufschreit. Zwar springen die Tischgenossen schnell auf und vertreiben den Hund durch Stockschläge, der König aber hatte denselben als den Aubrys erkannt, und schöpft um so mehr Verdacht, als ihn das lange Ausbleiben des letzteren so schon besorgt gemacht hatte. Der Herzog Naimes sucht ihn durch die Bemerkung zu beruhigen, dass man gerade durch den Hund Aufklärung über Aubrys Schicksal erlangen werde. Der erstere kehrt, vom Hunger getrieben, am nächsten Tage von dem Grabe seines Herrn in den königlichen Palast zurück. Macaire entflieht, so wie er ihn ansichtig wird; dessen Verwandte wollen den Hund todtschlagen, Herzog Naimes hindert sie aber daran und übergiebt denselben trotz des Widerspruchs und den Drohungen der Mainzer der

Obhut einiger Herren des Hofes; diese verfügen sich nun zum Könige, dem Naimes zu Gemüthe führt, wie der Hund, dessen Anhänglichkeit an seinen Herrn allgemein bekannt sei, und dessen Gefährte er auch gewesen, als jener die Königin geleitet, von welchen beiden man seitdem nichts erfahren, Niemandem ein Leid zufüge, als dem Macaire. Naimes schlug daher dem Könige vor, mit einer Anzahl auserwählter Begleiter dem Hunde zu folgen, der sie gewiss auf die Spur Aubrys bringen werde, dessen plötzliches Verschwinden einen so starken Verdacht auf Macaire werfe, dass er diesen für den Mörder jenes halten müsse.

Macaire leugnet zwar hartnäckig die That und bedroht den Herzog mit seiner Rache, weigert sich aber doch den König zu begleiten, als dieser dem Hunde folgt, der ihn und die übrigen Ritter denn auch zu der Stelle hinführt, wo er seinen Herrn eingescharrt, den er zu aller Erstaunen und Schmerz, denn sie erkennen die Leiche sofort als die Aubrys, wieder ausgräbt. Karl ist so aufgebracht, dass er schwört, nicht eher ruhen zu wollen, als bis er den Mörder entdeckt, und diesen dann, auch wenn es sein Günstling Macaire sein sollte, den Tod am Galgen sterben zu lassen. Die Leiche führt der König nach Paris und lässt sie dort ehrenvoll bestatten, den Hund befiehlt er gut zu verpflegen und zu bewachen, den Macaire aber lässt er in Gewahrsam nehmen. In einer Versammlung der Pairs und anderer angesehener Männer, der Karl den Fall vorträgt und die er auffordert das Urtheil zu sprechen, wird dann, so sehr Ganelon sich auch bemüht, alle Schuld von Macaire abzuwälzen und die übrigen durch Drohungen einzuschüchtern, auf den Antrag des Herzogs beschlossen, die Sache durch einen gottesgerichtlichen Kampf entscheiden zu lassen, wobei, da sich kein anderer Kämpe dem gefürchteten Macaire entgegenstellen werde, der Ankläger selbst, der Hund, seine Sache verfechten solle; um die Gleichheit des Kampfes herzustellen, habe sich Macaire blos mit einem Schilde und einem ellenlangen Knüttel zu bewaffnen und zu Fusse zu kämpfen; tödte er den Hund, so solle er alles Verdachtes ledig sein, wenn er unterliege, aber die von dem König über den Mörder verhängte Strafe erleiden. Karl bestätigt dies Urtheil und verkündet dasselbe dem vor ihn geführten Macaire.

Da des Letzteren Bemühungen, sich dem Gottesgerichte zu entziehen, erfolglos bleiben, so verabredet er mit seinen Stam-

mesgenossen, dass sie sich wohlbewaffnet bei dem Kampfe einfinden und, sobald er irgend in Gefahr gerathe, ihm zu Hülfe eilen, dann aber zugleich diese Gelegenheit benutzen sollten, um König Karl zu ermorden und Macaire an dessen Stelle auf den Thron zu setzen.

Sobald der König auf dem Kampfplatze erschienen ist, wird jener in die Schranken geführt, in welchen sich der Hund bereits mit dem Ritter, dessen Obhut er übergeben worden und der ihn an einem Halsbande zurückhält, befindet. Nachdem Karl noch männiglich bei schwerer Leibesstrafe verboten, sich auch nur mit einem Worte in den Kampf zu mischen, und Macaire in trotzigem Uebermuthe die ihm von einem Bischof zum Kuss dargebotenen Reliquien des h. Eustachius mit den Worten zurückgewiesen: zum Kampfe mit einem Hunde brauche er nicht Gottes und der Heiligen Hülfe — eine Aeusserung, die das allgemeine Murren der Anwesenden hervorruft — verlangt jener selbst, dass der Hund losgelassen werde, da er ihn mit einem Streiche zu Boden strecken wolle. Das treue Thier stürzt sich aber mit solcher Schnelligkeit auf den Mörder, dass es ihn, bevor er sich noch seiner hat erwehren können, an die Gurgel gepackt und sich dort eingebissen hat. Umsonst versetzt ihm Macaire einige so gewichtige Streiche, dass er blutend zu Boden sinkt; er springt auf's neue seinen Gegner an, reisst ihn zur Erde und zerfleischt sein Gesicht. Da ruft Macaire seine Verwandten zu Hülfe, aber dieselben sind durch Karls Drohung: Jeden, der sich in den Kampf mische, hängen zu lassen, eingeschüchtert, nur Ganelon bricht sich zu Pferde Bahn durch die Zuschauer und eilt mit gezücktem Schwert auf den Hund, der ihm aber dadurch, dass er sich hinter die Umstehenden verbirgt, glücklich entgeht. Der König, hocherzürnt über diese Verletzung seines Gebots, befiehlt, den Verräther Ganelon einzufangen, und verheisst dem, der ihn einbringt, hundert Pfund Silbers zum Lohn. Ganelon wird denn auch wirklich trotz seiner verzweifelten Gegenwehr und des Versuchs durch die Schnelligkeit seines Pferdes zu entrinnen, nachdem ihm von der Menge jeder Ausweg versperrt worden, mit einem Knüttel niedergeschlagen und zum Könige gebracht, der ihn, ungeachtet der Bitten und Entschuldigungen der Mainzer, in sicheren Gewahrsam bringen lässt und die Fortsetzung des Kampfes befiehlt. Dieser endigt

denn nun mit dem vollständigen Siege des Hundes, der seinen Gegner an der Gurgel festgepackt am Boden hält, so dass Macaire zuletzt selbst den König um Gnade und Freimachung von dem Hunde anfleht. Herzog Naimes, Almerich von Narbonne und die übrigen Pairs eilen hierauf herbei, können aber nur mit Mühe den Hund entfernen. Der König will nichts von Gnade wissen; da Macaire nun selbst sieht, dass er dem Tode nicht mehr entrinnen könne, so bekennt er den ganzen Hergang; er und Ganelon werden hierauf an Rossschweife gebunden durch die ganze Stadt Paris geschleift; der Hund aber kroch, nachdem er seinen Herrn gerächt, zu dessen Grabe, legte sich auf dasselbe und starb so. Der König liess ihn unfern desselben ausserhalb des Friedhofes einscharren. —

Wenn in diesem ersten Theile des Gedichtes die Abweichungen von unserem Liede nicht sehr bedeutend sind, und sich im Wesentlichen darauf beschränken: dass dort der Zwerg sich aus eigenem Antriebe und um sich an dieser zu rächen, in das Bette der Königin stiehlt, während er hier das schuldlose Werkzeug der Rache eines Andern ist — eine Abänderung, die als eine entschiedene Verbesserung angesehen werden muss; — dass ferner dort der König sich auf die Verbannung der Königin beschränkt, hier aber nur deren Tod bis dahin hinausschiebt, dass ihre Niederkunft stattgefunden, dort der Verräther der Königin deshalb nacheilt, um sie zu zwingen, seiner Lust zu fröhnen — eine offenbare Inconsequenz, da bisher von einer Liebe Macaires zur Königin gar nicht die Rede gewesen — während er hier nur verhindern will, dass sein Verbrechen ruchbar werde; dort der König selbst dem Hunde folgt und die Leiche des Erschlagenen findet, hier aber der Herzog, der den Hund in seinen Schutz genommen, es ist, der die Entdeckung macht und dem Könige erst davon Kunde giebt, weicht der zweite Theil der Chanson de geste, in welchem die Schicksale der Königin und des von ihr geborenen Sohnes bis zur Wiedervereinigung mit dem Gemahl erzählt werden, vollständig ab. Er ist viel weitschichtiger und enthält nach Art der mittelalterlichen Prosaromane mancherlei andere Abenteuer. Unter diesen Umständen wird hier eine kurze Angabe des Inhalts genügen.

Die Königin gebiert erst, als sie auf dem Wege nach Constantinopel in Ungarn angelangt ist, einen Knaben, der nach dem

Könige dieses Landes, der ihn aus der Taufe hebt, den Namen Ludwig erhält, verfällt dann aber in ein langwieriges Siechthum, während dessen ihr Sohn an seines Pathen Hofe in allen ritterlichen Tugenden erzogen wird. Als sie endlich die Reise fortsetzen, überstehen sie glücklich einen Anfall von Räubern, deren einem, Grimard, weil er der Zauberkunst mächtig ist, Ludwig das Leben schenkt und den er in seinen Dienst nimmt. Nachdem sie dieser mit einem Einsiedler, dem Bruder des Kaisers von Constantinopel, also Sibillens Oheim, zusammengeführt und sie vermittelst seiner Zauberkünste und listigen Anschläge mit Nahrungsmitteln, Kleidern u. s. w. versehen, dabei auch einen Bauern seines Esels beraubt hatte — es ist dies derjenige Theil des Gedichts, von dem uns noch das Original erhalten ist — begiebt sich der Einsiedler mit den Uebrigen nach Rom, und, nachdem er den Papst für die Sache Sibillens gewonnen, in dessen Begleitung nach Constantinopel. Kaiser Richard überzieht mit einem grossen Heere die Länder König Karls; Almerich von Narbonne leistet zwar Anfangs den Griechen tapferen Widerstand, erkennt dann aber Ludwig, der sich ihm zu erkennen gegeben, als seinen rechtmässigen Herrn an und verlobt ihm sogar seine Tochter Blanchefleur. Warocher, der zuerst seine Heimath, wo ihn sein Esel eher erkennt als sein Weib, dann, als Pilger verkleidet, den Hof Karls besucht und zu seinem Schmerz dort wahrgenommen hat, dass der König noch immer den Verräthern, die die Ehre Sibillens verunglimpfen, Glauben beimisst, entführt jenem sein bestes Ross. Bei der Verfolgung geräth Karl selbst in Gefahr, in die Gewalt der Feinde zu fallen. Er muss auf das feste Schloss Hautefeuille flüchten, in welchem er nun von den Griechen belagert wird. Nachdem bei dieser Belagerung die meisten vom Verräthergeschlecht umgekommen, der bei einem Ausfalle gefangene Warocher durch die Zauberkünste Grimards wieder befreit worden, gelingt es endlich Sibillen, die darin den Rathschlägen des Papstes und Almerichs folgt, durch demüthige Unterwerfung und flehentliche Bitte das Herz Karls zu erweichen und seinen Starrsinn zu brechen. Dieser überzeugt sich von ihrer Unschuld, nimmt sie wieder zu sich, erkennt auch Ludwig als seinen rechtmässigen Sohn und Erben an. Nachdem dessen Vermählung mit Blanchefleur mit grösster Pracht gefeiert worden, Warocher aber, Grimard und wer sich

sonst um die Königin verdient gemacht, reichen Lohn empfangen haben, kehren der Papst und der Kaiser Richard in ihre Heimath zurück. Karl verlebte noch viele glückliche Tage in Eintracht mit Gattin und Sohn; nach seinem Tode aber regierte Ludwig das Reich mit Milde und Gerechtigkeit.

Das niederländische Volksbuch (Antwerpen c. 1515) schliesst sich im Gange der Erzählung so eng an das spanische, dass es zwar, wie die vielen unverändert beibehaltenen Worte darthun, unmittelbar aus dem Französischen übertragen, aber nach demselben Vorbilde gearbeitet sein muss wie dieses. Die nicht sehr wesentlichen Abweichungen beider Volksbücher sind von Wolf (Niederl. Volksb. S. 186—192) zusammengestellt. Sie beschränken sich, abgesehen davon, dass das niederländische gedrängter ist und alle entbehrlichen Episoden fortlässt, was den uns hier allein interessirenden ersten Theil betrifft, im Wesentlichen darauf: dass der Hund nicht an dem Kampfe zwischen Macaire und Aubry theilnimmt, dass er gewissermassen seinerseits den König auffordert ihm zu folgen, indem er an ihm hinanspringt und an der Schleppe seines Kleides zerrt, dass Macaire selbst den Zweikampf mit dem Hunde wünscht, da er nicht daran zweifelt, dass er den Sieg davon tragen werde, und dass Ganelons Bemühungen um Macaires Rettung nicht erwähnt werden. Etwas erheblicher sind die Abweichungen im zweiten Theile, die Namen stimmen aber auch hier überein, wenn sie auch in dem niederländischen Roman eine dem Idiom, in welchem er verfasst worden, etwas mehr entsprechende Form angenommen haben, wie z. B. aus dem Herzog Naimes des französischen Vorbildes und Jaimes des spanischen Volksbuchs ein Herzog James geworden ist.

„Diese Sage“, bemerkt Wolf (Neueste Leistungen S. 155) „trägt auch in dieser späteren Bearbeitung wohl noch unverkennbar den Stempel der Aechtheit und ihres innern wesentlichen Zusammenhanges mit dem karolingischen Cyclus; in ihr treten uns die bekannten Personen in ihren altherkömmlichen Charakteren entgegen. Besonders ist auch hier der Kaiser Karl ganz so gezeichnet, wie in allen Romanen, die dessen Verhältniss zu seinen Vasallen schildern: aufbrausend, oft eigensinnig und sehr leichtgläubig; denn trotz hundertfachen Witzigungen lässt er sich immer wieder von den Verräthern leiten, die aber

dann, wenn er durch die äusserste Noth gedrängt zur Nachgiebigkeit gezwungen wird, die Zeche bezahlen müssen. Doch fehlt es unserer Sage auch nicht an eigenthümlichen Zügen und Charakteren, wozu man besonders das durch Baruquel" (Warocher) „und Guiomar" (Grimard) „der an Mangis erinnert, repräsentirte komische Element rechnen muss."

Das spanische Volksbuch ist seinerseits wieder unzweifelhaft für einige dramatische Bearbeitungen der Sibillensage, welche die dortige Litteratur aufzuweisen hat, Quelle geworden, so in der, jedoch wohl mit Unrecht, dem Franc. de Rojas beigelegten: Comedia famosa, los carboneros de Francia y Reina Sevilla, in der aber nur einige Grundzüge der Sage bewahrt sind, deren letzterer Einfachheit durch schlecht erfundene Verwickelungen und durch Einschiebung grotesker Scenen und Charaktere gänzlich verwischt ist — der Diener der Königin, Teodoro, ist hier derjenige, welcher eines Liebesverhältnisses mit derselben beschuldigt und in ihr Bette gelegt wird; der Verräther, hier blos Graf von Mainz (Conde de Maganza) genannt, bekennt, nachdem er von Sibillens Sohn, dem Infanten Louis, auf den Tod verwundet ist; der Hund kommt nicht vor, wahrscheinlich weil die damalige spanische Bühne einen geeigneten Darsteller aufzutreiben ausser Stande war — und in dem Schauspiel: La Reina Sibila, drama comico original en tres actos y en verso por D. Ramon de Valladares y Saavedra. Madrid 1846.

Wenn auch kaum ein Zweifel darüber obwalten kann, dass die von Alberich erwähnte Chanson de geste für alle Andern, die diesen Stoff behandelt haben, die unmittelbare oder mittelbare Quelle abgegeben hat, so kann sich doch fragen, ob dieser Stoff, namentlich der Theil desselben, welcher hier am meisten interessirt — die Ueberführung des Mörders durch einen Zweikampf mit dem Hunde des Ermordeten — von dem Verfasser der Chanson rein ersonnen oder schon vorgefunden und nur für seinen Zweck benutzt ist. Man könnte sich versucht finden, das Letztere anzunehmen, ja es nicht für unmöglich zu halten, dass irgend eine wirkliche Thatsache die erste Grundlage gebildet habe.

Wie bekannt der Gegenstand gewesen, ergiebt sich unter andern daraus, dass sich im Schlosse zu Montargis (Depart.

Loiret) ein den Kampf zwischen einem Ritter und einem Hunde darstellendes Wandgemälde befunden, von dem Montfaucon (Monumens de la monarchie franç. vol. III. p. 68) eine Nachbildung geliefert hat und das der Zeit König Karl V. entstammte. Es hat dies Veranlassung dazu gegeben, dass man den Vorfall selbst in die letztere Zeit, namentlich in das Jahr 1371 gesetzt hat, doch ist das Bild schon von Legrand d'Aussy (Fabliaux et contes I. 276. — Edit. 3 [1829] I. 324) mit der Erzählung Alberichs in Verbindung gesetzt.

Der Name: Macaire, für einen Verräther und Bösewicht ist ein typischer, in ähnlicher Weise, wie dies auch mit dem seines Vetters und Mitschuldigen Ganelon geschah (Reiffenberg Phil. Mouskes II. p. CC.). Unter andern führt jenen auch in dem altfranzösischen Gedichte vom Schwanenritter der Gehülfe und Kämpe der bösen Schwiegermutter, der fälschlich die Mutter des Schwanenritters des Ehebruchs bezüchtigt und zuletzt, von diesem im gottesgerichtlichen Zweikampf besiegt und zum Geständniss gezwungen, den Tod am Galgen erleidet und in dem: Le dit de Flourence de Rome (Jubinal Nouv. recueil des contes I. p. 88—117) der Seneschall. Eben so nennt der provenzalische Roman Fierabras neben Gaynelo (Ganelon) den Macari als Verräther, und in gleichem Verhältnisse erscheint Macario in dem italienischen Gedichte von der Roncevallschlacht: La Spagna. *)

*) Mit v. d. Hagen (Gesammtabenth. I. p. CVIII) anzunehmen: „dass der Name Macaire den namenlosen Marschall unseres Gedichts veranlasst habe", erscheint doch bedenklich, denn die Aehnlichkeit beider Worte ist doch nur eine sehr geringe und beschränkt sich auf die beiden Anfangsbuchstaben, sodann war es bei den Dichtern im Mittelalter aber auch allgemein üblich, als die treulosen Rathgeber der Fürsten deren Marschälle, Seneschalle oder Hofmeister — in englischen Gedichten die Stewarts — hinzustellen, wofür der Verfolg dieser Untersuchung noch mehrere Beläge ergeben wird. Vergl. auch Keller Li romans des sept sages. Einl. S. cc viij. Dess. Dyocletians Leben von Hans v. Bühel Einl. S. 60, wo deshalb die Erzählung: der König und des Seneschalls Frau mit der Geschichte von der Königin von Frankreich und dem ungetreuen Marschall zusammengestellt werden, obwohl beide im Uebrigen nichts mit einander gemein haben. — Auch in der Sage von Karl des Grossen Mutter, Berta, wie die Weihenstephaner Chronik solche erzählt — ein Gegenstand, auf den weiter unten ausführlicher zurückgekommen werden wird — ist Pipins Hofmeister der ungetreue Rathgeber desselben (Aretin Aelteste Sage S. 18).

Dass lediglich das von Alberich erwähnte Epos die Veranlassung dazu gegeben habe, dass die Geschichte von dem seinen Herrn rächenden Hunde und die Person des Mörders eine solche Popularität gewonnen haben, ist um so weniger glaublich, als man annehmen muss, dass jenes trotz der Nachahmungen und Ueberarbeitungen, die davon existiren, nicht sehr verbreitet gewesen sei, da sonst wohl mehr als ein einzelnes Blatt auf uns gelangt sein würde und es dann auch schwerlich dem Phil. Mouskes und Dav. Aubert, die in ihren grossen Compilationen kaum eins der zu ihrer Zeit umgehenden auf den Sagenkreis Karls des Grossen und seiner Paladine bezüglichen Gedichte unbenutzt gelassen haben, unbekannt geblieben sein möchte.

Man kann hiernach füglich annehmen, dass der Verfasser der Chanson de geste von der Königin Sibilla eine bereits im Volke lebende Erzählung von einem den Mord seines Herrn rächenden Hunde *), mag nun solcher eine wirkliche Thatsache

*) Als ein Belag dafür, wie verbreitet dieselbe gewesen, mögen hier nur einige ältere Schriftsteller genannt werden, die ihrer gedenken, und die ihre Kunde eben so wenig aus Alberich, wie aus dem fraglichen Chanson de geste oder dessen Nachahmungen geschöpft haben: Olivier de la Marche Livre des Duels. Par. 1586. p. 8—9°, wo schon auf alle Chroniken Bezug genommen ist. — J. C. Scaliger Exotericarum exercitat. Lib. XV. us de subtilitate ad Hier. Cardanum. Par. 1557. Exercit. 202 p. 272°. — Marc de Vulson de la Colombrière Le Théatre d'honneur et de chevalerie. Par. 1648. T. II. p. 300—303. Chap. 23. Auch Le Grand d'Aussy l. c. bemerkt: Cette historiette se trouve répétée sérieusement dans beaucoup de livres, und wenn Montfaucon l. c. Gaillard Hist. de Charlemagne III. p. 488 u. a. m. die Begebenheit in die Zeit Karl V., das Jahr 1371, setzen und Saint-Foix (Oeuvr. compl. Par. 1778 T. III. Essais hist. sur Paris p. 181—189) den Hund für einen Zeitgenossen Philipp Augusts oder Ludwig VII. hält, so ergiebt sich schon hieraus: dass ihre Kenntniss des Vorfalls nicht aus der sagenhaften Geschichte Karls des Grossen herrühren kann. — Ein Seitenstück zu dem, den Mord seines Herrn rächenden Hunde findet sich in dem französischen Volksbuche Amys und Milles, nur dass hier ein Affe die Stelle des Hundes einnimmt. Es wird darin erzählt: dass Milles zwei Söhne, Anceaume und Florisell, unter der Obhut eines Affen hinterlassen, der, nachdem die Wittwe des Amys, Lubias, die Wittwe des Milles, Bellisant, getödtet, und dessen Kinder ins Meer hatte werfen lassen, am Hofe Karls des Grossen als Lubias Ankläger aufgetreten sei, und, nachdem die Pairs auf einen gottesgerichtlichen Kampf erkannt, auch den Kämpen Lubias besiegt habe, in Folge dessen dieser gehängt, Lubias aber verbrannt

zu Grunde gelegen haben oder nicht, verwendet habe, um daraus ein in den Kärlingischen Sagenkreis gehöriges Gedicht anzufertigen oder sie in ein solches einzuflechten — ein Verfahren, das zu jener Zeit bei den nordfranzösischen Dichtern sehr gewöhnlich war, und von welchem noch ein zweites Beispiel nachzuweisen sich weiter unten Gelegenheit darbieten wird. —

Der übrige Inhalt des Gedichts besteht theils in hier wieder benutzten bereits vorhandenen, auf Karl den Grossen bezüglichen Sagen, theils in freier Dichtung. Das letztere möchte namentlich von den Abenteuern der Königin und Warochers bei dem Zuge nach Constantinopel gelten. Welche häufige Verwendung von einer fälschlich verläumdeten, von ihrem Gatten verstosse-

---

worden sei. (Dunlop Hist. of fiction I. 437 sqq. übertrag. v. Liebrecht S. 134—137). Der Verfasser des Volksbuchs erzählt, dass dieser Kampf auf der Mauer des grossen Saales im Justizpalast zu Paris abgebildet gewesen sei, eine Angabe, deren Richtigkeit sich nicht feststellen lässt, da alle in dem gedachten Palast vorhanden gewesenen Gemälde und Sculpturen bei einer am 7. März 1618 stattgefundenen Feuersbrunst zerstört worden sind (Gaillard l. c. III. p. 490). — Grässe (die grossen Sagenkreise S. 352) und v. d. Hagen (l. c. I. S. CVII.) geben an: dass diese Geschichte auch häufig auf alten Teppichen abgebildet gewesen sei. Aus: Monmerqué et Michel Thèatre franç. au moyen-age p. 218, worauf sie sich deshalb berufen, ergiebt sich dies jedoch nicht. Es ist hier zwar gesagt: dass die Geschichte von Milles und Amys — „si je ne me trompe“ — den Gegenstand eines Teppichbildes abgegeben habe, und Weber (Metric. romances of the XIII., XIV. und XV. cent. Vol. I. p. LIV) bemerkt allerdings: „The story (of Amys und Amylion) was pourtrayed on the tapestry of Nottingham Castle in the time of Henry VIII.“, es kann sich dies Bild aber unmöglich auf den Zweikampf des Affen bezogen haben, denn von diesem ist in dem von Weber mitgetheilten anglo-normannischen Gedichte eben so wenig wie in den übrigen älteren Bearbeitungen der Sage von Milles und Amys die Rede. Es wird daher auch wohl der in dem Schatze König Karl V. von Frankreich befindlich gewesene auf die Geschichte von Amis und Amie bezügliche Teppich (Monmerqué l. c.) schwerlich die Affengeschichte dargestellt haben. — Ob Wolf (l. c. p. 138) recht hat, wenn er sagt: dass der Verfasser des Volksbuchs von Milles und Amys offenbar unsere Sage geplündert habe, sie aber auf eine sehr ungeschickte Weise noch zu überbieten suche, indem er statt des Hundes einen Affen als Kämpfer einführe, oder ob nicht jener eine im Volke umlaufende Erzählung eben so unmittelbar verwendet habe wie der Dichter der Chanson de geste von der Königin Sibilla, mag dahin gestellt bleiben.

nen, in der Einöde von einem Kinde entbundenen und, nachdem ihre Unschuld erkannt worden, mit ihrem Gatten wieder vereinigten Fürstin von den mittelalterlichen Dichtern gemacht worden, ist bereits oben durch eine grosse Zahl von Beispielen dargethan. Mit Karl dem Grossen in Verbindung ist dieser Stoff nicht blos in der Erzählung von der Königin Sibille, sondern auch in der Sage von Hildegard, welche jener nach Alberich in Stelle der verstossenen Tochter des Longobarden-Königs Desiderius zur Gattin genommen, und auf die weiter unten zurückgekommen werden wird, gebracht worden.

Dass der Verfasser der Chanson de geste den Verräther Macaire zu einem Verwandten Ganelons macht und auch den letzteren in seine Erzählung hineinzieht, erscheint sehr natürlich, da die Mainzer einmal typisch in allen Kärlingischen Sagen das Verräther-Geschlecht abgeben mussten. Auch der Pseudo-Turpin lässt den Ganelon eine gleiche Todesart erleiden, wie hier geschieht, aber freilich zur Strafe dafür, dass er durch seinen Verrath den Untergang Rolands und des Frankenheeres bei Roncesvalles herbeigeführt hatte.

Die oben ausgesprochene Ansicht über die Entstehung des Gedichts von der Königin Sibilla macht es auch erklärlich, dass sich in dem zweiten Theile desselben fast noch öfter Anklänge an andere dem Kärlingischen Sagenkreise zugehörenden Dichtungen finden, wie in dem ersten. Wenn Warocher dem Könige sein bestes Ross entwendet, so findet dies in der Entführung des Bayard durch Reinald sein Seitenstück; in derselben Weise wie Grimard das Schwert Karls diesem unter dem Haupte wegstiehlt, sucht im Roman Fierabras (v. 2756—2762) der Spitzbube Malpi den Gürtel der Floripar zu entwenden; wie Warocher, als er seine Heimath besucht, von seinem Esel früher wiedererkannt wird wie von seinem Weibe, so erkennt in den Reali di Francia (Lib. IV. c. 24) den Buovo d'Antona sein Pferd Rondello eher als seine Gemahlin Drusiana, und in der Spagna des Sostregnio di Zanobi (Ginguené Hist. litt. d'Italie IV. p. 189—190) das Hündchen Karl den Grossen früher als die Königin. Man sieht, wie Jeder, der sich an die Bearbeitung eines Sagenstoffs machte, die Nachrichten, welche er innerhalb desselben vorfand, so benutzte oder modelte, wie es ihm gerade passte, ein Verfahren, das allerdings die Ermittelung der Entstehung

und ursprünglichen Gestalt der sagenhaften Ueberlieferungen sehr wesentlich erschwert.

In einem Punkte, aber freilich in einem nur nebensächlichen, schliesst sich übrigens das Gedicht von der Königin Sibille an die beglaubigte Geschichte an. Die erste Gemahlin von Karls Sohn, Ludwig, war wirklich eine Tochter des Aimery von Narbonne *), nur hiess sie nicht Blanchefleur, sondern Irmengard, welchen Namen im Gedichte ihre Mutter führt. Aber auch hier findet sich jenes in Uebereinstimmung mit andern des Kärlingischen Sagenkreises; denn auch in der Chanson de geste von Guillaume d'Orange (Publ. p. Jonckbloet. II. T. la Haye 1854) dem berühmten Sohne des Aimery von Narbonne, heisst des Letzteren Gattin Irmengard und die Tochter Blanchefleur, und auch Phil. Mouskes erzählt (l. c. T. II. p. 2 v. 12162—12164): Ludwig, der Sohn und Nachfolger Karls des Grossen, habe sich mit einer schönen Dame vermählt, der Tochter des Aimery von Narbonne, mit Namen Blanchefleur. — Eine zweite anscheinende Uebereinstimmung mit der wirklichen Geschichte, darin bestehend, dass eben so wie in der Königin Sibille auch in der Chronik von Weihenstephan (Aretin Aelteste Sage S. 81) Karl der Grosse mit einer Tochter des Kaisers von Constantinopel vermählt erscheint, bewährt sich bei näherer Prüfung als eine solche nicht, vielmehr kann, wie schon Aretin (l. c. S. 92) gezeigt hat, der Chronist hier eben so wenig auf historische Glaubwürdigkeit Anspruch machen, wie in seinem Berichte über die Königin Berta; möglicherweise enthält jene Angabe einen Anklang an die Sibillensage.

Ob es ein zufälliges Zusammentreffen sei, dass in dem den Krieg Karls gegen die Sachsen behandelnden Gedichte, der

*) Alberich nennt zwar den Dux Naaman, d. h. den Herzog Naimes, oder wie er im spanischen Roman heisst, Jaymes, von Baiern, als Vater der Blanchefleur, die Volksbücher und der ganze Gang der Erzählung ergeben aber, dass dies ein Irrthum ist, wahrscheinlich dadurch herbeigeführt, dass im Gedichte Aubery von Narbonne und Herzog Naimes mehrfach unmittelbar nach einander genannt werden, so namentlich unter denen, welche die sofortige Vollstreckung des Todesurtheils an der Königin durch ihre Verwendung verhindern, und denen, welche den wüthenden Hund von dem von ihm zu Boden geworfenen Macaire losmachen.

Chanson de Saisnes des J. Bodiaux (J. Bodel Chanson des Saxons publ. p. Fr. Michel. Par. 1839. II. T.) und danach bei Mouskes (T. I. p. 384. 389) und Dav. Aubert (ibd. p. 608) der Vertraute der Königin Sibille von Sachsen, den sie von seinen Wunden heilt, den Namen Bérard de Mondidier führt, mag dahin gestellt bleiben. Diese Sibille, welche die handschriftliche provencalische Legende vom h. Honorat zur Tochter des Königs Aygolant von Toledo und, ausser zur Reyna de Saussueyna, auch zur Herrin der Grafschaften Anjou und Gascogne macht, tritt übrigens zu ihrer Namensschwester, der Gemahlin Karls des Grossen, dadurch in nähere Beziehung, dass sie nach dieser bei der Taufe den Namen Sibille erhalten haben soll, und die eine wie die andere Tochter eines Königs von Toledo ist. (La gran conquista de ultramar fol. CXXXI a col. 2.)

Man kann die Chanson de geste von der Königin Sibille von Frankreich gewissermassen als ein Seitenstück zu den Erzählungen von Berta mit den grossen Füssen, wie sie gewöhnlich heisst, oder mit dem grossen Fusse, wie sie heissen sollte, da die Verschiedenheit ihrer beiden Füsse in der Grösse das Erkennungszeichen bildet, ansehen; während diese davon handeln: wie Karl der Grosse selbst, nachdem vorher seine Mutter, um ihrer Ermordung zu entgehen, sich hat flüchten müssen, in einsamer Wildniss geboren wird, und was ihm bis dahin begegnet, dass er als der rechtmässige Sohn seines Vaters, des Königs Pipin, anerkannt wird, wird dort Alles dieses mit Bezug auf Karls Sohn, Ludwig, erzählt.

Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, dass jene Erzählungen, wenn auch nicht in der Art, wie sie in altfranzösischen Gedichten, namentlich in dem Roman de Berte aus grans piés des Adenes le Roy (herausgeg. v. P. Paris. Par. 1832) auf uns gelangt sind *), wohl aber in der Gestalt, wie sie sich in der deutschen Ueberlieferung in den Chroniken von Weihenstephan und des Ullrich Fütterer (Aelteste Sage über die Geburt und Jugend

---

*) Ueber die verschiedenen Behandlungen der Bertasage vid. Wolf Neueste Leistungen S. 43 fgg. Hinzuzufügen den hier aufgeführten Bearbeitungen ist: Gran conquista de ultramar Buch II. cap. 43 und Phil. Mouskes Chron. rimée v. 1968—2007. Vergl. auch Uhlands Schriften VII. S. 628—630. Schwegler Jahrbücher der Gegenwart 1843 S. 85 fgg.

Karls des Grossen, zum erstenmale bekannt gemacht von J. Ch. Frh. v. Aretin. Münch. 1803) finden, für den zweiten Theil des Gedichts von der vom Marschall verläumdeten Königin von Frankreich zum Vorbilde gedient haben. Wenigstens finden sich in beiden die auffallendsten Uebereinstimmungen. Berta, die verdrängte Gattin Pipins, gelangt, nachdem sie glücklich der von dem Hofmeister ihres Gatten beabsichtigten Ermordung entgangen ist, bei ihrer Flucht durch einen unwegsamen Wald zuerst zu einem Köhler, dessen Mitleid zu gewinnen ihr gelingt. Sie lebt hierauf in verborgener Stille in Waldeinsamkeit und beschäftigt sich damit, aus Goldfäden und Seide weibliche Handarbeiten zu verfertigen, welche ihr Hauswirth in die benachbarte Stadt trägt und dort an eine Krämerin verkauft. Dadurch verschafft sie sich ihren Lebensunterhalt. Diese Arbeiten sind es denn auch, die zur Entdeckung der Königin führen (l. c. S. 116). Der, welcher die Arbeit zum Verkauf gebracht, will auch hier anfangs nicht gestehen, wer die Verfertigerin gewesen sei. Als der Verrath endlich an den Tag gekommen, wird der Verräther an den Schweif von Pferden gebunden, durch die Stadt geschleift, der aber, der die Königin bei sich aufgenommen und ihres in der Wildniss gebornen Sohnes Gevatter geworden, reich belohnt.

Aus diesen Uebereinstimmungen, so bedeutend sie auch sein mögen, ist nun freilich noch nicht zu erweisen, dass die Weihenstephaner Chronik selbst eine Quelle für unser Gedicht gewesen sei, ja es ist dies nicht einmal wahrscheinlich; da aber auch jene unverkennbar nach einem französischen Vorbilde gearbeitet ist (Aretin l. c. S. 11. 12), so ist es möglich, dass dieses letztere gleichzeitig den Stoff zu unserem Gedichte hergegeben hat. Wenn König Pipin, wie in einem Briefe des Papstes Stephan III. (in Bouquet Recueil des historiens des Gaules et de la France T. V. p. 542—543) erwähnt wird, eine Zeitlang die Absicht gehegt hat, seine Gemahlin Berta zu verstossen und nur durch die Vorstellungen des Papstes davon abgehalten ist, so kann es nicht weiter auffallen, wenn das, was von dieser erzählt war, auf die von ihrem Sohne Karl wirklich verstossene Gattin übertragen wurde.

Gewissermassen eine Brücke zwischen der Sibillensage und den Erzählungen von Berta mit dem grossen Fusse bildet die Hildegardsage. Wie Sibille ist Hildegard die Gemahlin Karls

des Grossen — nach Alberich, wie schon oben erwähnt, diejenige, mit welcher er sich vermählte, nachdem er jene verstossen, — wie Sibille wird Hildegard fälschlich des Treubruchs von demjenigen, dessen Liebeswerben sie zurückgewiesen — hier ist dies Karls Stiefbruder Taland — angeklagt, und von ihrem Gatten, trotz aller Betheuerungen ihrer Unschuld, verstossen. Dagegen findet sich in dem Mittel, welches die anwenden, denen der Mord der Königin aufgetragen war, um einen scheinbaren Beweis zu liefern: dass sie den Auftrag vollzogen, eine auffallende Uebereinstimmung zwischen der Hildegard- und der Bertasage, denn in beiden werden die Schergen mit der Verstossenen in den Wald geschickt, um hier den Mord zu vollführen, in beiden ist es ein Hündchen, welches an deren Stelle getödtet wird, nur dass in der Hildegardssage dessen ausgestochene Augen, in der Bertasage dessen ausgeschnittene Zunge das Beweismittel für den wirklich vollzogenen Mord liefern sollen; — ob hierauf grosses Gewicht gelegt werden kann, ist freilich zweifelhaft, da der letztere Zug sich ganz übereinstimmend auch in der Genovefasage findet; — in beiden ist es endlich Schwaben, was die Oertlichkeit hergiebt, in der Bertasage die Gegend von Augsburg, in der Hildegardsage die von Kempen, dessen Abtei angeblich zum Danke für die Wiedervereinigung beider Gatten gestiftet worden ist. Ob Svend Grundtvigs Annahme: dass die Hildegardsage deutschen Ursprungs sei, genau zutreffe, muss dahin gestellt bleiben. Allerdings findet sich in älteren französischen Schriften keine Spur derselben (vergl. die litterarische Nachweisung in Wendunmuth von H. W. Kirchhof, herausgeg. v. Herm. Oesterley. Stuttg. 1869. Th. V. 75, der noch beizufügen ist: Grimm deutsche Sagen II. 102. Schreiber Rheinische Sagen S. 63 u. a. m.) Dagegen ist sie eigentlich doch nur eine Verpflanzung der Crescentia-, also einer romanischen Sage, in den Kärlingischen Sagenkreis nnd auf deutschem Grund und Boden (Massmann Kaiserchronik III. S. 910 fgg.)

Während man die Volksbücher von der Königin Sibille als ziemlich treue Uebertragungen der betreffenden Chanson de geste in spanische, bezüglich niederländische Prosa ansehen kann, existirt noch eine Anzahl von Dichtungen, die, wenn auch wohl unzweifelhaft, jene gleichfalls ihre Quelle gewesen, doch mehr

oder weniger den Stoff frei behandelt haben und daher auch, wenn auch grössere oder geringere, doch immer sehr wesentliche Abweichungen darbieten. — Dahin gehört zunächst eine Episode in einem cyclischen Gedichte aus dem Kärlingischen Sagenkreise, das sich handschriftlich in der Marcus-Bibliothek zu Venedig befindet, und von dem Ad. v. Keller (Romvart S. 42—77) etwa zweihundert Verse und sämmtliche Rubriken, Guessard (Bibliothéque de l'école des chartes IV. 3. p. 393—414) eine sehr sorgfältige Analyse mitgetheilt haben. Der übrige Theil des Gedichts, das einen grossen Theil aller von Karl umgehenden Sagen in sich aufgenommen hat, interessirt uns hier nicht. Die letzte Episode aber, zugleich der interessanteste Theil des ganzen Werkes, behandelt den gleichen Gegenstand wie der Chanson von der Königin Sibille. Er ist besonders unter dem Titel: Macaire. Ein altfranzösisches Gedicht. Wien 1864. (Altfranzösische Gedichte aus venezianischen Handschriften II.) von Ad. Mussafia herausgegeben, auch mit einer Uebertragung in die heutige französische Sprache versehen (Paris 1866. II Bde. 8.) erschienen. Die Sprache des Gedichts ist die Mischsprache, welche sich als Schriftsprache im 13. und 14. Jahrhundert ohne bleibenden Erfolg in Norditalien festzustellen suchte, deren Grundlage zwar das Französische ausmacht, in das sich aber überall Wörter und Formen der venezianischen und der lombardischen Mundart eindrängen (Mussafia l. c. S. VI—XVI). — Der Verfasser ist, wie man mit Bestimmtheit annehmen kann, einer jener französischen Jongleurs gewesen, welche im 13. und 14. Jahrhundert die norditalienischen Städte durchzogen und zuweilen zu einer förmlichen Landplage wurden, so dass wegen ihrer Fortschaffung eigene Erlasse ergingen. —

Die Episode stimmt dem Inhalte nach in ihrem ersten Theile mit dem Gedichte von der Königin Sibille ziemlich genau überein, nur dass die Königin den Namen Blanchefleur erhalten hat — so dass also, während in dem letzteren Gedichte der Name der Tochter: Irmengard, der Mutter beigelegt war, in der Episode der Name der Schwiegertochter: Blanchefleur, auf die Schwiegermutter übergegangen ist — und dass der Zwerg sich nicht aus eigenem Antriebe, sondern auf Befehl Macaires, der schon vorher mit seiner Liebeswerbung von der Königin zurückgewiesen ist und sich deshalb an derselben rächen will, in deren Bette

legt. — In dem zweiten Theile, der die Begebenheiten von dem Zusammentreffen der Königin mit Warocher bis zur Wiedervereinigung der Gatten erzählt, weicht aber die venezianische Handschrift sehr wesentlich von ihrem Vorbilde ab. Es mochte dem Verfasser von jener denn doch wohl so vorkommen, als ob Karl in diesem eine gar zu klägliche Rolle spiele. Er erscheint bei ihm erheblich edler. — Sogleich, nachdem er den Zwerg bei der Königin gefunden, sendet er Bérard de Montdidier — den wir oben als den Vertrauten der Königin Sibille von Sachsen in der Chanson de Saisnes kennen gelernt haben — nach Constantinopel, um dem Kaiser von dem Fehltritt seiner Tochter Kunde zu geben; der Kaiser fordert aber deren Rücksendung, um selbst ihre Schuld zu untersuchen. Nachdem Macaires Verrath und die Unschuld der Königin an den Tag gekommen, schickt Karl nochmals Bérard ab, um den Kaiser auch hiervon in Kenntniss zu setzen und ihm eine Geldsühne anzubieten. Der Kaiser glaubt aber die seinem Hause angethane Schmach nur mit Blut abwaschen zu können und erklärt daher Karl den Krieg. Als er sich später auf Anrathen seiner Vasallen eines andern besinnt und zur Annahme der angebotenen Sühne sich bereit erklärt, will Karl hierauf nicht mehr eingehen und besteht nun seinerseits auf die Entscheidung durch die Waffen. Der Kaiser versammelt in Folge dessen ein grosses Kriegsheer und zieht nebst der inzwischen zu ihm heimgekehrten Blanchefleur nach Frankreich. Vor Paris wird lange und blutig gekämpft. Den Knoten löst Warocher dadurch, dass er Ogier, mit dem er sich im Einzelkampfe gemessen, die bis dahin geheim gehaltene Rettung Blanchefleurs entdeckt. Hierauf erfolgt sofort die Versöhnung. Ludwig, der von der Königin nach ihrer Verstossung geborene Sohn, spielt hier eine wenig hervortretende Rolle; er ist auch, da seine Mutter nach ihrer Niederkunft nur noch wenige Wochen in Ungarn verweilt und sich dann gleich nach Constantinopel begeben hat, am Schlusse der Episode noch ein Kind. Es versteht sich daher, dass von seiner Vermählung nichts darin vorkommen kann. Der Name: Blanchefleur der Sibillendichtung wurde hierdurch verfügbar, und der Dichter hat ihn, wie angeführt, wahrscheinlich weil er ihm poetischer klang wie der: Sibille, für die Königin selbst verwendet. —

Es lässt sich nicht in Abrede stellen, dass die Einheit durch

jene Abänderung sehr gewonnen hat, wie denn überhaupt in dem venezianischen Gedichte die Ereignisse sich ziemlich einfach abwickeln, während, wenigstens nach den Volksbüchern zu schliessen, in der ursprünglichen Dichtung die Handlung durch immer neue Abenteuer bis ins Ermüdende fortgesponnen wird. Auch die oben schon erwähnte Veränderung des Motivs, aus dem der Zwerg in das Bette der Königin geräth, enthält entschieden eine Verbesserung. Im Uebrigen steht aber an dichterischem Werthe die spätere Bearbeitung der älteren bedeutend nach. Mussafia erklärt selbst (l. c. p. IV): „man müsse zugeben, dass dem Compilator der venezianischen Handschrift alle Kunst zu erzählen gänzlich abgehe. Trotz seines Strebens nach Kürze, welche ihn dazu verleite, die Handlung aller ausschmükkenden Episoden zu entkleiden, mache er sich zahlreicher Wiederholungen schuldig. Und zwar wären es nicht die so natürlichen und wirksamen Wiederholungen der älteren Epik, vielmehr das Ringen eines armseligen Erzählers mit seinem Stoffe, dessen Fäden ihm jeden Augenblick aus der Hand schlüpften.“ — Es ist daher auch wenig wahrscheinlich, dass die vorehrwähnten Verbesserungen im Gange der Erzählung, namentlich in Betreff der dem Zwerge zugetheilten Rolle, zuerst seiner Erfindungsgabe zu danken sind, um so weniger, als wenigstens diese letztere sich auch in der deutschen Bearbeitung findet, die schwerlich die in der venezianischen Handschrift auf uns gelangte Redaction gekannt haben wird. Man muss daher annehmen: dass entweder die Volksbücher, um in ihrer beliebten Manier Abenteuer auf Abenteuer zu häufen, in dieser Beziehung von dem Original, wo ihnen die Sache zu einfach zu verlaufen schien, abgewichen sind *), oder dass zwischen diesen und der Compilation in der venezianischen Handschrift noch eine Bearbeitung gelegen, welche auch die nächste Quelle für die deutschen Gedichte gebildet hat, von der selbst aber sonst nichts auf uns gelangt ist.

---

*) Die Annahme, dass schon in der Chanson de geste Macaire aus Rache für verschmähte Liebe den Zwerg in das Bette der schlafenden Königin gelegt habe, scheint durch den Umstand eine Bestätigung zu erhalten, dass sich — wie schon oben angedeutet wurde — die Volksbücher einer offenbaren Inconsequenz schuldig machen, wenn sie berichten, dass Macaire, nicht damit sein Verrath unentdeckt bleibe, sondern um die Königin zu zwingen, ihm zu Willen zu sein, dieser nachgeeilt sei.

Die oben ausgesprochene Vermuthung: dass der Verfasser der von Alberich erwähnten Chanson de geste eine zu seiner Zeit umgehende Erzählung von einem Hunde, der seinen Herrn an dessen Mörder gerächt, in den Kärlingischen Sagenkreis, der ursprünglich nichts damit zu thun hatte, eingeflochten habe, gewinnet dadurch in hohem Grade an Wahrscheinlichkeit, dass wir die Sage von der fälschlich des Treubruchs angeklagten Gemahlin Karls des Grossen auch in Darstellungen besitzen, in denen die Geschichte von dem Hunde nicht vorkommt. Es ist dies namentlich in dem grossen cyclischen Gedichte, was den Namen: Karl Mainet führt, (Karl Mainet, zum ersten Mal herausgegeben von Ad. v. Keller, Stuttg. 1858) der Fall, in welcher grossen Compilation ziemlich aller damals in Deutschland bekannten Erzählungen aus dem Kärlingischen Sagenkreise, die betreffende Episode nach den Untersuchungen des Herausgebers (l. c. S. 841. 842) und K. Bartsch's (Ueber Karl Mainet S. 24 fgg.) das zweite selbstständige Gedicht bildet, welches von Blatt 216 v. 19 bis 293 v. 38 (S. 328—450) geht und bruchstücksweise auch im ursprünglichen Gedichte enthalten ist. (Lachmann Ueber drei Bruchstücke niederrheinischer Gedichte aus dem 12. und aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts in den Abhandlungen der philos. Klasse der Berliner Academie 1836. S. 159—190. cf. Gödecke Deutsche Dichtung im Mittelalter S. 698.)

Von einer Benutzung des mehrerwähnten Chanson de geste kann hier schon deshalb nicht die Rede sein, weil das deutsche Gedicht, wenn nicht älter (Bartsch l. c. S. 26 setzt es in den Schluss des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts, Lachmann l. c. zwischen 1190 und 1210), doch wenigstens jenem, das nach der Sprache des vorhandenen Bruchstücks zu urtheilen, etwa um 1225 entstanden sein wird, gleichzeitig ist. Das deutsche Gedicht beruft sich allerdings mehrfach auf eine französische Quelle, es folgt hieraus aber nur: dass eine ältere, diesen Gegenstand behandelnde französische Dichtung vorhanden gewesen sein muss, die nicht auf uns gelangt ist, die aber auch für die Darstellung in der Gran conquista de ultramar, auf welche weiter unten zurückgekommen werden wird, die Quelle abgegeben hat.

Der Inhalt der Episode im Karl Mainet ist nachstehender:

Karls Bannerträger, Morant von Rivere, wird von einem andern Ritter am Hofe, Rohart, angefeindet und eines ehebreche-

rischen Umganges mit Karls Gemahlin, Galia, bezüchtigt, ohne dass beide etwas davon ahnen. Die Königin verhehlt daher auch nicht ihre wohlwollende Gesinnung gegen Morant, als dieser sich bei ihr beurlaubt, um nach zehnjähriger Abwesenheit sein Haus zu besuchen. Unterweges lauern seine Feinde ihm auf, da er sie aber übel heimschickt, so treten sie nun als seine Ankläger bei Karl auf, der ihnen Glauben beimisst und auf ihren Rath Morant anscheinend freundlich einladet, an den Hof zurückzukehren. Dieser leistet auch der Einladung Folge und wird von der Königin herzlich bewillkommnet, was die Verräther dazu benutzen, Karl in seinem Verdachte zu bestärken. Als demnächst der Königin und Morant ihr angebliches Verbrechen vorgehalten wird, weisen beide die Anschuldigung auf das Entschiedenste zurück, jene unter Klagen und Jammern, dieser mit Entrüstung. Doch werden sie in Haft genommen und dem Letzteren wird auferlegt: sich durch einen gottesgerichtlichen Kampf mit dem Ankläger zu reinigen. Rohart, dem hiermit wenig gedient ist, verkleidet sich nun als Pilger, erscheint so am königlichen Hofe, wälzt neue Anklagen auf Morant und veranlasst hierdurch Karl, die sofortige Hinrichtung Galias und Morants anzubefehlen. Seine Neffen Roland und Baldewin wollen den Pilger für seine Schmähungen züchtigen, werden hieran aber von dem Könige verhindert. Nur mit Mühe wird dieser dahin gebracht, zu gestatten: dass Morant, nachdem derselbe seine Unschuld feierlich beschworen, sich im Kampfe dem Pilger gegenüber stelle. Bei diesem Kampfe stürzt der Letztere zu Boden, rafft sich aber, nachdem er den Teufel zu Hülfe gerufen, wieder auf und schlägt seinem Gegner dessen Schwert Durindart aus der Hand. Morant kämpft jedoch mit einem Steigbügel fort und schlägt Rohart abermals nieder. Als Beide auf dem Boden liegend mit einander ringen, bleibt dem Morant seines Gegners falscher Pilgerbart in der Hand, wodurch der Verräther entlarvt wird. *) Karl sieht nun beschämt ein, dass er zu leicht den

*) Auch hierzu findet sich in einem andern, die Jugendgeschichte Karls behandelnden Werke, dem Roman de Charlemagne des Girard von Amiens, ein Seitenstück. Hier ist es aber Karls Stiefbruder Heudry, der sich als Pilger verkleidet und mit einem falschen Barte einschleicht, um Verrath zu üben, jedoch erkannt und mit dem Tode bestraft wird (Bartsch Ueber Karlmeinet S. 11). — Der Name Morant erinnert an den

Anklägern Glauben beigemessen und bittet Galia um Vergebung, die diese ihm auch bereitwillig gewährt. Die Schuldigen werden an Rossschweife gebunden, geschleift und geviertheilt, Morant aber wird für die erlittene Unbill entschädigt und mit Galias Hoffräulein Florette vermählt.

So erheblich hiernach auch der Inhalt des Karl Meinet von dem der Königin Sibille abweicht, so kann doch kaum ein Zweifel darüber obwalten, dass die ursprüngliche Quelle beider eine und dieselbe ist. Dies ergiebt sich namentlich aus dem spanischen Prosa-Roman La gran conquista de ultramar (Salamanca 1503; die betreffende Stelle wieder abgedruckt bei Wolf Niederl. Volksb. S. 92—105 — Denkschriften der Wien. Academ. l. c. S. 269—282), der gewissermassen die Vermittelung zwischen jenen beiden bildet, und der gleichfalls auf eine französische Quelle verweist. (Wolf l. c. S. 7). Nach diesem Romane hat Karl, als er vor seinen Stiefbrüdern fliehen musste, sich heimlich mit Halia (Galia), der Tochter des Königs Haxen von Toledo, bei welchem er unter dem Namen Mainet in Begleitung seines Erziehers Morant de Ribera eine Zuflucht gefunden, verlobt. Nachdem er sein Reich wieder gewonnen und bei der Krönung in Aachen den Namen Karl Meinet empfangen, vergass er seine geliebte Halia nicht, sandte vielmehr Morant ab um sie zu holen. Diesem glückte es auch, sie vom Hofe zu Toledo zu entführen und wohlbehalten nach Frankreich zu bringen. Sie wurde nun getauft, wobei sie den Namen Sibille erhielt und Karl vermählte sich mit ihr.

Der Roman erzählt nun ferner (Wolf l. c. S. 103. Bartsch Ueber Karl Meinet S. 29), dass die Königin dem Grafen Morant, weil er sie so glücklich dorthin gebracht, ihre Gunst zugewendet und unbedingtes Vertrauen geschenkt, demgemäss auch bei jeder Gelegenheit ihr Wohlwollen gezeigt. Hieraus hätten einige Herren am Hofe, die ihn aus Neid hassten, Gelegenheit genommen, Morant eines Liebesverhältnisses mit der Königin zu beschuldigen. Karl glaubte ihnen in dem Grade, dass er jenem sein Wohlwollen entzog. Dies benutzten die Verläumder nun wiederum dazu, Morant den Zorn Karls so gefahrdrohend zu

des Morans, wie in dem Roman de Berte aus grans piés derjenige heisst, welcher die Ermordung Bertas verhindert, so dass auch hier wieder ein Anklang der einen Sage an die andere erscheint.

schildern, dass er sich entschloss, den Hof zu verlassen. Karl, der, als er das Beilager mit Sibillen vollzog, die Ueberzeugung gewann, dass er Morant Unrecht gethan, forderte diesen zur Rückkehr auf. Da derselbe sich jedoch aus Furcht dessen weigerte, warf Karl einen so schweren Groll auf ihn, dass er in seinem Herzen beschloss, ihm nie zu verzeihen. Nur mit grosser Anstrengung gelang es endlich Maynget von Paris, der zugleich mit Morant der Erzieher Karls und dessen Begleiter auf der Flucht nach Spanien gewesen war, diesen von dem Ungrunde seines Verdachts völlig zu überzeugen und eine Aussöhnung herbeizuführen.

Diese Darstellung ergänzt eine Lücke, die sich im Karl Meinet findet, indem man erst hieraus ersieht, worauf sich das Wohlwollen gründete, *) das Galia oder Sibille dem Grafen Morant gewährte; es hatte seine Veranlassung in den Diensten, die er seiner Herrin geleistet, indem er sie aus ihrer Heimath nach Frankreich entführte. Auch in dem Roman de Charlemagne des Girard von Amiens ist es Morant von Rivière, der Galienne (Galia) tauft und ihre Vermählung mit Karl vermittelt, und sich so wesentliche Verdienste um sie erwirbt.

Die Quelle des Karl Meinet d. h. das Gedicht, was mit einigen Abkürzungen und Umänderungen demselben einverleibt und von dem ein Fragment noch erhalten ist, wird jene Lücke nicht enthalten haben, der Compilator mochte sich aber wohl für berechtigt halten: die Veranlassung zu den freundschaftlichen Beziehungen zwischen jenen beiden als bekannt vorauszusetzen, da er in seiner ersten, allerdings aus einer andern Urschrift entnommenen Abtheilung, die Art, wie Karl seine Gattin Galia gewonnen, ausführlich erzählt hatte. Er vergass dabei aber, dass Morant hier nur eine ganz untergeordnete Rolle spielt und zwar unter denen genannt wird, welche Karl nach Spanien begleiten, Letzterer es aber selbst ist, der die Entführung bewirkt, und sein Erzieher und väterlicher Wohlthäter den Namen David führt. —

*) Nur gelegentlich im weiteren Verfolg des Gedichts (239, 40—240, 11) wird im Karl Meinet der Verdienste gedacht, die Morant sich um Karl bei dessen Aufenthalt im Saracenenlande und bei der Gewinnung Galias erworben.

Aber auch in diesem Falle existirt eine Bearbeitung der Karlssage, welche eine Brücke bildet, die in dem italienischen Volksbuche Reali di Francia (Buch IV. cap. 14—47), in welchem Karl gemeinschaftlich mit seinem Erzieher Morando di Riviera seine Geliebte, die hier — ebenso wie in der gereimten Chronik von dem Kriege gegen die Albingenser des dem Anfange des 13. Jahrhunderts angehörenden Guillem von Tudela (Hist. d. l. croisade contre les heretiques Albigeois écrit. en vers provenc. trad. et publ. p. Fauriel. Par. 1837. cf. Fauriel Hist. d. l. poesie provenç. III. 464) und in Thomasins welschem Gast v. 1035 — Galeana heisst, entführt, was seiner Seits wieder mit einer Andeutung im Karl Mainet (240 v. 10. 11) übereinstimmt. —

Doch auch abgesehen von dem bisher Erwähnten giebt es noch eine Anzahl Umstände, welche auf eine Gemeinsamkeit der Quelle des Karl Meinet und der Erzählung von der Königin Sibille hinweisen. Karl befindet sich in St. Denis, als ihm von den Verläumdern die Untreue seiner Gattin berichtet wird (Wolf l. c. S. 125. Karl Meinet 224. 66); die Königin soll verbrannt werden (Wolf S. 127. Karl Meinet 262. 43), Almerique von Narbona tritt als Vertheidiger der Königin auf (Wolf l. c.), ebenso Almerich im Karl Meinet (253. 69); Auberin de Mondiser (Wolf S. 127) oder Doons von Mondesdier (Karl Meinet 240. 242) steht auf Seite derselben. Ein Zweikampf entscheidet in beiden Darstellungen, nur dass dort solcher zwischen dem Mörder und dem Hunde, hier zwischen dem Ankläger und dem Angeklagten stattfindet. Die Schuldigen werden dort (Wolf S. 137) an Rossschweife gebunden und geschleift, hier (Karl Meinet 285. 14) von Pferden zerrissen. Auch selbst der Name des Helden im Karl Meinet — Morant — findet sich in der Königin Sibille, denn in dieser (Wolf S. 154) heisst ein Vasall Karls, der für die Königin Fürbitte einlegt, Graf Morante.

Doch mag zugegeben werden, dass neben diesen Uebereinstimmungen sich so erhebliche Abweichungen finden, dass es sehr schwer ist, einen Rückschluss auf die Gestaltung, welche die Sage in der ursprünglichsten Quelle hatte, zu machen. Die Gran conquista de ultramar würde uns hier vielleicht einen Leitfaden gewähren können, wenn deren Verfasser sich nicht darauf beschränkt hatte, aus dem ihm vorliegenden französischen Gedichte eine, wie schon Wolf bemerkt hat, etwas verwirrte Inhalts-

angabe zu entnehmen. Es scheint selbst, dass der Zug: dass die Ankläger den angeblichen Liebhaber schlafend in das Bette der Königin gelegt, sich im Buche, aus welchem der Verfasser der Conquista seine Notizen entnahm, gefunden habe, *) dieser bringt ihn aber so ausser allem Zusammenhange an, dass man nicht weiss, was man damit anfangen soll.

Nun existirt aber auch noch eine zweite Reihe von dem Kärlingischen Sagenkreise angehörenden Erzählungen, in denen die unschuldig des Treubruchs angeklagte Fürstin nicht die Gemahlin Karls des Grossen, sondern nur eine Verwandte von ihm ist; es sind dies die von Oliva, der Tochter oder Schwester Pipins, also der Schwester oder Tante Karls. Auch diese Sage ist in der wahrscheinlich am treuesten das ursprüngliche Original wiedergebenden Gestalt in einem spanischen Prosa-Roman, der Historia de Enrique fi de Oliva, Rey de Jherusalem, Emperador de Constantinoples. Sevilla 1498. 1533 und 1545, von dem gleichfalls Wolf (Neueste Leistungen S. 98—123) einen Auszug gegeben hat, erhalten. Es muss diese Sage zu seiner Zeit in Spanien sehr bekannt, und deren Held gewissermassen sprichwörtlich geworden sein, wie sich aus der Art schliessen lässt, wie derselbe in einem Dezir des Alfonzo Alvarez de Villa Sandino (Cancioneiro de Juan Alf. de Baena public. p. Franc. Michel. Leipz. 1860. T. I. p. 110) erwähnt wird.

Der wesentliche Inhalt des Romans, soweit er für die vorliegende Frage Interesse darbietet, ist folgender:

Pipin hat seine Schwester Oliva mit einem seiner treuesten Vasallen, dem Herzog von la Rocha, vermählt, theils um diesen dadurch für seine Dienste zu belohnen, theils um so die geliebte Schwester in der Nähe zu behalten. Der Graf von Köln, Tomillas, der Vater jenes Ganelon, durch dessen Verrath die zwölf Pairs umkamen, hatte aber schon vorher die Absicht gefasst, den Herzog zu seinem Eidam zu machen, und er gab jene auch jetzt noch nicht auf. Um sein Vorhaben ins Werk zu setzen, ladet er diesen und Oliva zu einem Besuche nach Köln. Die von der Hitze geplagte Herzogin lässt er statt des von ihr ver-

*) Algunos que lo dessamavan por embidia que le havian, levantaronle que el dormia con ella e rebolvieronlo con Carlos diziendo u. s. v.

langten Wassers einen vorher bereiteten Kräuterwein trinken, und als sie sich danach unwohl fühlt, sich zu Bette legen. Nachdem er deren Frauen aus dem Schlafzimmer entfernt, angeblich damit ihre Ruhe nicht gestört werde, legt er unter ihr Kopfkissen einen mit einer Zauberformel beschriebenen Zettel, welcher die Kraft hatte, dass Jeder, so lange jener unter seinem Haupte lag, in einem todtähnlichen Schlafe verblieb. Gleiches geschieht mit einem Landstreicher, Namens Aymar, den Tomillas zuerst mit einem Zauberringe, der die Kraft besass, dass Jeder, der seiner ansichtig wurde, dem, der ihn trug, Alles bewilligen musste, was er immer verlangen mochte, gezwungen hatte, sich entkleidet zur Herzogin in das Bette zu legen. Tomillas eilt hierauf zum Herzoge, theilt diesem mit: dass er seine Gattin in den Armen eines andern Mannes getroffen habe, und fordert ihn auf, sich selbst durch den Augenschein von der Wahrheit zu überzeugen. Dies geschieht. Sie finden die Herzogin und Aymar in tiefem Schlafe neben einander liegen, daneben die Kleidung des Landstreichers. Tomillas hält den Herzog ab, selbst sofort seine Schmach durch den Tod der Treulosen zu rächen, räth ihm vielmehr, sie in Ketten zu werfen und vor dem Könige anzuklagen: er seinerseits wolle den verwegenen Landstreicher, seinen Vasallen, für seine wahnsinnige Lüsternheit züchtigen. Er reisst denselben denn auch vom Lager und schlägt ihm sofort das Haupt ab. Bei dem heftigen Rucke war aber auch das Kopfkissen mit dem Zauberspruch aus dem Bette gefallen, so dass Oliva erwacht. Als sie eine Leiche und Tomillas mit blossem Schwerte neben sich sieht — der Herzog und die von diesem mitgebrachten Zeugen hatten bereits das Gemach verlassen — beklagt sie sich bitter gegen den Grafen: dass er durch den Mord eines vielleicht unschuldig Verfolgten, der ein Asyl gesucht, die ihr gebührende Achtung verletzt habe, Tomillas antwortet aber höhnisch: sie möge sich nicht um fremde Dinge kümmern, sondern sehen, wie sie sich selbst rechtfertigen könne, da ihr Gatte sie mit einem fremden Manne in Umarmung getroffen, und nur mit Mühe abgehalten sei, sogleich an ihr die Strafe zu vollstrecken; er müsse sie in dessen Auftrag verhaften, damit sie vom Könige gerichtet werde. Vergeblich ruft Oliva Gott und die heilige Jungfrau zu Zeugen ihrer Unschuld an. Tomillas lässt sie in Ketten werfen und in gefängliche Haft brin-

gen, betreibt dann auch die Hinkunft Pipins, der nur mit schwerem Herzen über seine geliebte Schwester Gericht zu halten sich entschliessen kann. So sehr auch die Aussagen der Zeugen sie belasten, beharrt doch die Herzogin bei der Betheuerung ihrer Unschuld und erbietet sich endlich, solche durch die Feuerprobe, als diese nicht angenommen wird, durch die Wasserprobe darzuthun, und, als auch die letztere verworfen wird, sich von dem höchsten Thurme der Stadt hinabstürzen zu lassen; wenn sie sich im mindesten verletze oder nur die Farbe des Antlitzes ändere, möge man sie für schuldig erklären. Aber auch hierauf will der König nicht eingehen, denn ihm scheint ihre Schuld durch die Aussagen unverwerflicher Zeugen erwiesen. Da bittet der mächtige und ehrwürdige Graf Jufre von Flandern, von Mitleid ergriffen, den König: eine der drei angebotenen Proben anzunehmen, zugleich drohend: dass er im Fall der Verweigerung mit allen seinen Mannen den Lehnseid aufkündigen werde. Nun entschliesst Pipin sich, seine Schwester zur Feuerprobe zu verstatten, welche diese demnächst auch besteht, indem sie in blossem Hemde durch den brennenden Holzstoss schreitet, ohne dass nur ein Haar ihres Hauptes oder ein Faden ihres Anzugs versengt wird. Oliva verlangt nun, dass ihre Unschuld, nachdem Gott selbst sie bezeugt, auch vom Könige und allen andern Anwesenden anerkannt und der an ihr verübte Verrath streng untersucht werde; aber Pipin beharrt in seinem Unglauben und überlässt es nur auf abermaliges Andringen des Grafen von Flandern dem Herzoge, seine Gattin zu sich zu nehmen und nach eigenem Ermessen mit ihr zu verfahren. Der Graf von Flandern, der hierin keine hinreichende Sicherheit für seinen Schützling finden kann, zieht es vor, die Herzogin in einem von ihm gegründeten Kloster unterzubringen und der Obhut der Aebtissin desselben zu übergeben. Trotz der Achtung und Liebe, die von der Letzteren und allen Nonnen Oliva zu Theil wird, kann diese doch die ihr zugefügte, straflos gebliebene Schmach und den geliebten Gatten nicht vergessen. Sie legt sich selbst die härtesten Bussen und Entbehrungen auf, indem sie Gott anfleht: ihren Gemahl zu beschützen, denselben von ihrer Unschuld zu überzeugen und sie wieder in Ehren mit ihm zu vereinigen.

Der zweite Theil des Romans beschäftigt sich nun, ähnlich wie der von der Königin Sibille mit der Geschichte des, hier

aber schon vor der Trennung beider Gatten geborenen Sohnes Enrique (Heinrich), der von dem Grafen von Flandern, in welchem die Personen des Herzog Naimes und des Warochers der Sibillensage vereint sind, erzogen, einen Kreuzzug unternimmt, dabei König von Jerusalem und des ganzen Morgenlandes, dann auch Eidam des Kaisers von Constantinopel und dessen Thronfolger wird, und zuletzt seine inzwischen wieder vereinigten Eltern, die von Tomillas und selbst von König Pipin hart bedrängt werden, befreit, und den Verräther straft, der wie Macaire von vier Pferden zerrissen wird.

Schon Wolf (l. c. S. 121) hat die Bemerkung gemacht: dass der Roman anscheinend aus zwei verschiedenen Massen bestehe, deren eine, welche die Geschichte der Oliva enthalte, sich wohl auf eine ältere Sage gründen möge, *) während die andere, die Erzählung von Heinrichs Kreuzzug und Gelangung auf den Kaiserthron von Constantinopel, sicher ein späterer Zusatz und nichts Anderes sei, als die mit Fabeln durchwebte Geschichte von dem Kreuzzuge des Grafen Heinrich von Flandern, des zweiten lateinischen Kaisers von Constantinopel.

Wolfs Vermuthung findet ihre Bestätigung durch eine noch vorhandene altfranzösische Chanson de geste: Roman de Doon l'Alemans qui fut de la Roche, in welchem Olivas Sohn den Namen Landri führt und die, wenn dieser auch schliesslich durch seine Vermählung mit Salamandrine, der Tochter des Kaisers Alexander von Constantinopel, Herrscher dieses Reiches wird, doch in dem zweiten Theile der Erzählung vollständig von dem spanischen Romane abweicht, namentlich von einem von Olivas Sohne unternommenen Kreuzzuge, der einen sehr wesentlichen Theil von jenem bildet, nichts enthält. Das französische Gedicht, das bis jetzt noch ungedruckt und nur in einer der Harleyanischen Bibliothek entstammenden Handschrift des brittischen Museums auf uns gelangt ist, und von dem C. Sachs (Beiträge

*) In der Note LXX. zum Cancioneiro des Baena (II. p. 301) wird zwar behauptet: allem Anscheine nach sei der in Rede stehende Roman ein spanisches Originalwerk, es kann aber kaum einem Zweifel unterliegen, dass er, wenigstens seinem ersten Theile nach, aus einer französischen Quelle stammt. Wäre jenes der Fall, so würde er schwerlich schon in so früher Zeit in Nordeuropa bekannt gewesen sein, wie er es — was weiter unten gezeigt werden wird — in der That war.

zur Kunde altfranzösischer, englischer und provenzalischer Litteratur. Berl. 1857 S. 2—10) Beschreibung und Auszug geliefert hat, dürfte sich zur ursprünglichen Bearbeitung der Olivasage eben so verhalten, wie der Macaire der venezianischen Handschrift zur Chanson de geste von der Königin Sibille, und der spanische Roman ist daher auch hier besser geeignet, auf den Inhalt der ersten Quelle einen Rückschluss zu gestatten, wie das französische Gedicht. Dass die Geschichte, die dessen Gegenstand bildet, schon vor ihm bearbeitet sei, sagt der Verfasser des Doon l'Alemans ausdrücklich, nur sei dies, wie er behauptet, in unrichtiger Weise geschehen.

v. 2403. cil autre jugleor qui de Doon vos dient
assez en ont chanté, mas il ne sceuent mie.

Die Handschrift, die dies Gedicht enthält, stammt aus dem 15. Jahrhundert. Sachs bemerkt selbst (l. c. S. 9): dass im Anfange desselben — und dieser ist es, der uns hier zumeist interessirt — zwei verschiedene Recensionen durch einander gingen, indem vielfach zwei auf einander folgende Tiraden fast denselben Inhalt hätten.

Abgesehen davon, dass im spanischen Roman der Name des Herzogs, welcher von Pipin mit Oliva vermählt wird, nicht angegeben ist, derselbe vielmehr nur nach seiner Besitzung der Duque de la Rocha heisst, das französische Gedicht ihm aber den vollen Namen: Doz oder Doon l'Alemans Duc de la Roche beilegt, stimmen beide Bearbeitungen im Eingange ziemlich überein. Die Schwester Pipins heisst dort Oliva, hier Olive, der Verräther dort Tomillas, hier Tomiles; in beiden ist er Graf von Köln, dort der Vater, hier der Oheim Ganelons; dort will er seine Tochter Aldigon, hier seine Schwester Andegour mit Doon vermählen. Der Sohn dieser beiden führt dort den Namen Malindre, hier den Malingre. Im Einzelnen finden sich jedoch auch mancherlei Verschiedenheiten, meist nicht zum Vortheil des französischen Gedichts. Namentlich spielt in diesem der Herzog eine noch viel kläglichere Rolle wie im Roman und schwankt noch viel mehr zwischen der Liebe zu Oliva und der Ueberzeugung von ihrer Schuld hin und her. Insbesondere fehlt hier auch die Benutzung des Zettels mit der Zauberformel und des magischen Ringes, die das Beisammenliegen der Herzogin und des Landstreichers im Bette von jener im spanischen Roman so

gut motiviren, gänzlich. Tomiles hat gegen den Herzog behauptet: er habe dessen Gattin mit einem jungen Manne bei einander liegend gefunden, und erst als der Herzog, empört, ihn der Lüge zeiht, verleitet er durch allerlei Vorspiegelungen einen Knappen, sich nackend zu jener ins Bette zu legen. Tomiles ruft hierauf den Herzog herbei, der im Zorn den Knappen erschlägt und auch seine Gemahlin tödten will, jedoch von seinen übrigen Begleitern, nicht aber von Tomiles, daran gehindert wird. Olive erbietet sich zwar auch hier zu jeder Probe ihrer Schuldlosigkeit', aber es kommt hierzu nicht, vielmehr wird sie nach dem Urtheilsspruch Pipins mit ihrem Sohne Landri verstossen. Der Graf von Flandern, der im spanischen Roman eine so bedeutende Rolle spielt, wird im französischen Gedichte nur ganz gelegentlich als einer der Verwandten Doons, die sich erbieten, für Olives Unschuld zu kämpfen, erwähnt.

Dass die Olivasage in Südfrankreich nicht unbekannt gewesen, ergiebt sich zwar aus einer Erwähnung Doons und Olivas in dem provenzalischen Gedichte des Girauz de Cabreira: Cabra juglar (K. Bartsch Denkmäler der provenz. Litterat. Stuttg. 1856. S. 91), von einer Bearbeitung derselben in dieser Sprache hat sich jedoch bis jetzt nirgends eine Spur gezeigt.

Dagegen ist jene Sage in einer altnordischen Bearbeitung auf uns gelangt, die gewissermassen zwischen den beiden vorstehend aufgeführten die Mitte hält. Denn während Olivas Sohn in derselben wie im französischen Gedichte Landres heisst, stimmt sie in der Erzählung der Vorgänge, welche die Verstossung der Herzogin herbeiführen, weit mehr mit dem spanischen Roman überein. Des Herzogs Sohn aus zweiter Ehe, der, wie angeführt, im spanischen Roman den Namen: Malindre, im französischen Gedichte den: Malingre führt, heisst im altnordischen: Malalandres. Der letztere Name (der böse Landres), als Gegensatz zu dem, welchen sein legitimer Bruder führt: Landres, ist gewiss der richtige und lässt darauf schliessen: dass auch in der ursprünglichen Quelle aller dieser Bearbeitungen Olivas Sohn den Namen Landri oder Landres geführt, den der Verfasser des spanischen Romans nur deshalb mit dem: Heinrich vertauschte, um eine Uebereinstimmung mit seinem zweiten Theile, für den die Geschichte der Einnahme des Thrones von Constantinopel durch den Grafen Heinrich von Flandern das Vorbild abgab,

herbeizuführen, ein neuer Belag für die Richtigkeit der oben erwähnten Ansicht Wolfs über die Entstehungsweise des spanischen Romans.

Die altnordische Olivasage ist enthalten in einem Abschnitt der Karlamagnus-Saga, wo sie die Ueberschrift führt: Landres tháttr, und zuerst aus einer Handschrift auszugsweise mitgetheilt von Svend Grundtvig in seiner Sammlung dänischer Volkslieder (Denmarks gamle folkeviser vol. I.—IV. 1. Kjöbenh. 1853—69. I. S. 199—201) demnächst auch mit der ganzen Karlamagnus-Saga vollständig im Druck erschienen. Die Einleitung berichtet: dass die Erzählung von einem Norweger, Bjarne Erlingsson von Bjarke, der um 1290 nach Schottland gesendet worden, aus dem Englischen übersezt sei. Schwerlich entspricht diese Angabe der Wahrheit, doch ist es immer möglich, dass die französische Urdichtnng nicht unmittelbar, sondern durch Vermittelung einer Uebertragung in das Englische die Quelle für die altnordische Bearbeitung abgegeben habe, wohin auch der Umstand zu deuten scheint, dass der Verräther die englische Bezeichnung für einen Hofmeister oder Seneschall: Stewart, ähnlich wie in dem weiter unten zu erwähnenden Gedichte Sir Triamour führt. Dass die Olivasage übrigens in England nicht unbekannt geblieben, geht schon aus dem Umstande hervor, dass die einzige bis jetzt bekannte Handschrift eines französischen, dieselbe behandelnden Gedichtes in diesem Lande gefunden ist.

Die schöne Olif, wie Oliva im altnordischen Gedichte heisst, ist in demselben nicht die Schwester, sondern die Tochter König Pipins, also die Schwester Karls des Grossen. Der Herzog, dem sie vermählt worden, führt den Namen Hugon. Als derselbe einst auf der Jagd und von Hause abwesend ist, verlangt dessen Stewart, Milon, dem er die Obhut über die Gattin anvertraut hat, von dieser, dass sie sich ihm preisgebe. Mit Unwillen weist sie seine Anträge zurück und droht ihm, ihn bei dem Herrn nach dessen Heimkehr anzuklagen. Milon stellt sich nun reuig, bittet um Verzeihung und erhält auch solche. Zur Bekräftigung derselben bittet er sie, aus einem goldnen Gefäss, das er ihr darreicht, und in das er vorher heimlich einen Schlaftrunk gethan, zu trinken. Nachdem sie dies gethan und in Folge dessen in einen tiefen Schlaf gesunken, bringt Milon sie in ihr Bett, sucht dann einen scheusslichen Bettler auf, bewirthet denselben

auf's Beste, lässt ihn von dem nämlichen Schlaftrunk trinken und legt ihn dann zur Herzogin in das Bette, indem er deren weissen Arm um dessen schwarzen Nacken schlingt. Hugon, den Milon nach seiner Heimkehr in das Schlafgemach der Herzogin geführt hat, schlägt im Zorn sofort dem Bettler das Haupt ab und will auf Milons Antrieb auch seine Gattin tödten. Da erwacht diese und sieht was geschehen ist. Als die Betheuerungen ihrer Unschuld keinen Glauben finden, erbietet sie sich, wie im spanischen Roman zuerst zur Feuerprobe dann, sich von dem höchsten Thurme der Burg auf den Wall, den man ganz mit Spiessen und Schwertern, deren Spitzen nach oben gerichtet worden, bepflanzen möge, hinabstürzen zu lassen, endlich zur Wasserprobe. Alle drei Vorschläge weist der Herzog auf den Rath Milons, welcher behauptet, Olif sei der Zauberei kundig und wage daher nichts bei jenen Proben, zurück. Da ergrimmte Engelbert von Dynhart, der Herzogin bester Ritter, gab Milon einen so heftigen Schlag, dass er zu Boden stürzte, schalt ihn einen Lügner und erbot sich, selbst ohne alle andere Schutz- und Trutzwaffen als einen Stecken gegen den vollständig gerüsteten Milon in gottesgerichtlichem Kampfe die Unschuld der Herzogin zu erweisen. Dies wird angenommen; gleich beim ersten Gange stürzt Milon mit seinem Ross und kommt auf den Boden zu liegen; aber er sucht auch diesen Vorfall als einen neuen Beweis für Olifs Zuuberkünste auszudeuten. Es glückt ihm so Hugon abermals zu berücken, so dass dieser den Kampf einzustellen befiehlt und Engelbert aus seiner Nähe verbannt. In dem hierauf darüber: was mit Olif geschehen solle, abgehaltenen Rathe wird der Urtheilsspruch über diese auf den Vorschlag des Ritter Arnäus ihrem Vater Pipin überlassen. Nachdem der Letztere angelangt ist, wird Frau Olif blossen Hauptes und barfuss vor ihn geführt; Pipin stösst sie mit den Füssen so heftig von sich, dass sie niederstürzt und zwei Rippen bricht. Auf ihres Bruders Karl Vorschlag wird zuletzt das Urtheil dahin getroffen, dass sie, nur mit einem Laib Brod und einer Schaale Wasser versehen, in ein steinernes Gemach eingesperrt werden solle; wäre sie unschuldig, würde Gott sie schon erretten. Milon stimmt bei, will aber noch überdies das Gemach mit Kröten und anderem giftigen Ungeziefer gefüllt haben. Dem schliessen sich die Uebrigen an und Frau Olif wird, nachdem sie schmerzlichen Abschied von

ihrem Sohne genommen und ihr Gebet zur Mutter Gottes verrichtet, nach der steinernen Klause gebracht und in derselben eingemauert.

Der weitere Verlauf der Erzählung, die damit schliesst, dass Landres mit Hülfe seines Oheims Karl seine Mutter, die durch Gottes Gnade am Leben erhalten war, aus dem Gefängniss befreit, in das man nun den Verräther Milon, der sein Verbrechen hat bekennen müssen, einsperrt, Olif aber in ein Kloster geht und Hugon stirbt, worauf Landres sein Nachfolger wird, weicht vollständig sowohl von dem spanischen Romane wie von dem französischen Gedichte ab, und weist durch mehrfache Anklänge an die nordischen Sagen — wohin schon die Einsperrung zusammen mit giftigem Gewürm, wie in der Ragnar Lodbroks Saga, gehört — deutlich darauf hin, dass der Dichter hier keiner französischen Quelle gefolgt sein kann.

Es existiren noch andere nordländische Bearbeitungen der Olivasage, so in einem isländischen Volksgesange, der in einer im Besitz der Alterthumsforscher zu Kopenhagen befindlichen Handschrift erhalten ist (Landres rimur, sonar Hugions hertogs of Englandi og Olifar, Systur Karlamagnus Kaisara) und in Faröischen Volksliedern (mitgetheilt von V. N. Hammershaimb in der Antiquarisk Tidsskrift utg. af det K. Nord. Oldskrift-Selskab 1846—1848 S. 279—304). Dass für diese das vorerwähnte Gedicht die Quelle abgegeben habe, ist nicht wahrscheinlich, da, wenn auch der Gang der Begebenheiten im Ganzen, namentlich in dem ersten Theile der nämliche ist, sich doch im Einzelnen viel abweichende Züge finden, und nicht einmal die vorkommenden Namen ganz übereinstimmen. Die Volksüberlieferungen zeichnen sich nicht nur durch Frische und grössere Lebendigkeit vor der Saga vortheilhaft aus, sondern sie weisen auch durch eigenthümliche Züge auf ein höheres Alterthum, stimmen namentlich in manchen Punkten mit den früher erwähnten Bearbeitungen überein, wo die Saga von denselben abweicht, wie unter andern in dem faröischen Volksliede nicht der Herzog, sondern der Verräther, der hier den Namen Mylint führt, es ist, der den im Bette der Herzogin, hier Olawu genannt, gefundenen Bettler tödtet, und diese wirklich die Feuer- und Wasserprobe besteht, beides wie in dem spanischen Roman. Wenn in jenem die böse Stiefmutter des Landrus (Landres) und Mutter des

Malandrus Galionna heisst, so erinnert dies an den Namen Galiana, den, wie oben angeführt, in einer Reihe von Ueberlieferungen die unschuldig angeklagte Gemahlin König Karl's führt. Als ein ähnliches Zusammentreffen kann es angesehen werden, wenn in der Chanson de geste de Gaufrey, Duc de Dane-Marche Morant de Riviere, der des sträflichen Umgangs mit Galiana Bezüchtigte, ein Sohn des Doon de Mayence genannt wird (Wolf, Niederländ. Volksbücher S. 269).

Dass die Sibillensage und die Olivasage ursprünglich derselben Quelle entflossen sein müssen, kann, trotz der wesentlichen Verschiedenheiten, die sie darbieten, kaum einem Zweifel unterliegen. Aus dem Umstande allein, dass eine mit Unrecht des Treubruchs Angeklagte von ihrem Gatten verstossen und nur durch Vermittelung redlicher Männer vor dem schon über sie verhängten Tode bewahrt wird, könnte jenes nicht gefolgert werden, denn dies findet sich, wie bereits oben erwähnt, in vielen anderen Erzählungen, die ohne unmittelbarem Zusammenhange mit der vorliegenden stehen, aber dass, um einen anscheinend unwiderleglichen Beweis für die Schuld der Anzuklagenden zu erlangen, ein gemeiner und scheusslicher Mensch zu der Schlafenden ins Bette gelegt wird, beide so von dem Gemahl betroffen werden, der Bettgenosse, bevor er noch Zeugniss ablegen kann, getödtet wird und der Gatte sich nun trotz aller Betheuerungen der Angeklagten und der für sie sprechenden Umstände nicht von der Ueberzeugung von deren Schuld abbringen lässt, sind so charakteristische Züge, dass sie unmöglich zweimal selbstständig von einander und zwar mit Bezug auf dieselbe Person — denn dass Karl der Grosse hier als der Gatte, dort als der Bruder oder Neffe der Angeklagten auftritt, ist von keiner wesentlichen Bedeutung — erfunden sein könne. Die Olivasage steht aus diesem Grunde der Sibillensage sogar näher wie die Reihe von Erzählungen, wo die von Karl für untreu gehaltene Gattin den Namen Galiana, Halia oder Galia führt, da bei ihnen die erwähnten charakteristischen Züge fehlen, wenn gleich sie darin mit der Sibillensage überein kommen, dass die fälschlich Angeklagte die Gemahlin Karls ist und die Enthüllung der Wahrheit durch die Besiegung des Verleumders in einem gottesgerichtlichen Kampfe herbeigeführt wird. Welche von diesen verschiedenen Gestal-

tungen der Sage die ältere und ursprüngliche sei, lässt sich schwer entscheiden. Svend Grundtvig (l. c.) glaubt, dass bei den Franken die Sage zuerst mit dem alten Frankenherzog Hugo, dem Hugon der Landressaga in Verbindung gebracht sei, und erst später eine neue Anknüpfung an Karl den Grossen gesucht habe. Wahrscheinlich ist es jedoch, dass von den bis auf uns gelangten Redactionen diejenige, wo Karls Gemahlin den Namen Galia oder Galiana führt, die ältere ist. Denn es lässt sich kaum annehmen, dass, nachdem einmal ein sich so empfehlendes Motiv, wie das Hineinlegen eines Schlafenden in das Bette der gleichfalls schlafenden Fürstin zum Erweise des Treubruchs, in die Sage hineingekommen war, ein späterer Bearbeiter derselben es wieder aus ihr entfernt haben wird.

Die oben ausgesprochene Vermuthung, dass der Verfasser des epischen Gedichts von der Königin Sibille eine zu seiner Zeit besonders vorhandene Erzählung von einem Hunde, der seinen Herrn an dessen Mörder gerächt, in die Karlssagen eingeflochten, findet anscheinend eine Bestätigung darin, dass ein mittelalterliches Gedicht existirt, in welchem jene getrennt von diesen vorkommt; bei näherer Prüfung muss man jedoch zu der Ueberzeugung gelangen, dass der Verfasser dieses Gedichts keinesweges auf eignen Füssen stehe, dass ihm vielmehr die Königin Sibille bekannt und sein Vorbild gewesen, und er sich in dem ersten Theile seiner Arbeit darauf beschränkt habe, die Personennamen und Oertlichkeiten zu verändern und in einigen Nebenumständen abzuweichen. Wolf (Neuste Leistungen S. 139) bemerkt mit Bezug hierauf: „Bekannt ist dieser Kunstgriff der späteren Dichter des Mittelalters (im 14. und 15. Jahrhundert), Theile älterer Sagen auf eine neue Weise zu verbinden und zu verarbeiten, charakteristisch hinweisend auf eine Zeit, in der es bereits den Dichtern an Sinn gebrach, für die einfache im Volke fortlebende Sage, und die ihre eigne Armuth an Phantasie durch solche Künsteleien schlecht genug zu verhüllen strebten.“

Das in Rede stehende Gedicht ist in altenglischer Sprache und führt den Titel: Syr Tryamoure. Es ist mehrfach gedruckt, neuerdings in (Utterson) Select pieces of early popular poetry Lond. 1817, Vol. I. pag. 1 sqq.; im Auszuge enthalten ist es in Ellis Specimens of early english metrical romances, Vol. III.

p. 182 sqq. (N. edit. rewis. by Halliwell. Lond. 1848, p. 491—503.) Der Dichter beruft sich selbst auf eine französische Quelle (v. 316: as it is in Romaynes tolde). Der Inhalt ist nachstehender.

Aradas, König von Aragon, unternimmt einen Zug in das gelobte Land, in der Hoffnung, dass Gott ihm dafür einen Erben schenken werde. Seine Gemahlin Margaret übergiebt er der Obhut seines Haushofmeisters (Stewart) Marrock. Dieser liebt aber selbst die Königin. Doch bleiben alle seine Bemühungen, sie für sich zu gewinnen, erfolglos; dieselbe droht ihm sogar, dass sie seinen Verrath ihrem Gatten bei dessen Rückkehr sofort entdecken werde. Da verändert Marrock seinen Plan, bittet die Königin fussfällig um Verzeihung und richtet fortan sein Benehmen gegen sie so ein, dass sie annehmen musste, er habe seine frevelhaften Wünsche unterdrückt. Als aber der König von dem Zuge gegen die Heiden heimgekehrt war, theilte Marrock demselben mit, dass das Kind, was die Königin unter dem Herzen trage, — es verdankte, wie in der Genovefasage, der letzten Umarmung der Gatten vor der Trennung seine Entstehung — im Ehebruch erzeugt sei, dass er selbst jene in den Armen eines unbekannten Ritters betroffen und, von Unwillen hingerissen, diesen sofort durchbohrt habe, dass die Königin dann sich bemüht, seine Verschwiegenheit dadurch zu erkaufen, dass sie ihn zum Mitschuldigen des Ehebruchs mache, er aber aus Treue gegen seinen Herrn der Versuchung widerstanden. — Der König mass dem Verräther Glauben bei und verurtheilte die Königin, ohne deren Schuld näher zu untersuchen, zum Flammentode. Marrock, der seine Liebesabsichten noch keinesweges aufgegeben, aber, wenn dieser Spruch zur Ausführung kam, jede Aussicht auf deren Erfüllung verloren hätte, bestimmte jedoch den König, statt dessen Margaret zu verbannen, unter der Androhung, dass sie, wenn sie nach Ablauf von drei Tagen noch innerhalb der Gränzen des Reichs Aragon betroffen werde, den Feuertod erleiden solle. Ein alter Ritter, Sir Roger, soll sie aus dem Lande bringen und lässt sich hierbei durch seinen, eben so durch seine Treue wie durch seine Grösse und Kraft ausgezeichneten Windhund begleiten. Marrock ist ihnen bereits vorausgeeilt, hat sich mit achtzehn auserlesenen Gehülfen in einen Hinterhalt gelegt, fällt über sie her und will sich der Königin bemächtigen. Er stösst aber auf einen eben so unerwarteten als kräftigen Widerstand von Seiten Sir

Rogers, obwohl dieser ohne alle Schutzwaffen ist und nur von seinem Hunde unterstützt wird. Schon sind von jenes Schwert vierzehn der Angreifer gefallen, als Marrock ihn von hinten mit seinem Speere durchbohrt und todt niederstreckt. Die Königin hat jedoch die Verwirrung des Kampfes benutzt, um einen Versteck im Dickicht des Waldes aufzusuchen; vergebens durchsucht Marrock mit seinen vier noch am Leben gebliebenen Gefährten denselben nach allen Richtungen; er muss zurückkehren, ohne die Frucht seines Verraths genossen zu haben.

Margaret kommt, sobald ihre Verfolger sich endlich entfernt haben, aus ihrem Versteck. Nachdem sie ihrem Vertheidiger, dessen Leiche die vierzehn von ihm getödteten Feinde umgaben, schmerzliche Thränen gewidmet, besteigt sie ihr Ross wieder, das sie noch auf dem Kampfplatz findet, um ihre Reise fortzusetzen. Aber alle ihre Bemühungen, den Hund dazu zu bewegen, sie zu begleiten, bleiben erfolglos. Er ist nicht von der Leiche seines Herrn zu bringen, beleckt dessen Wunden, scharrt ein Loch für jene und bedeckt sie mit Moos. So bewacht er sie und entfernt sich immer nur auf wenige Augenblicke, wenn der Hunger ihn zwingt, Nahrung aufzusuchen.

Die Königin gelangt auf ihrer Flucht an die Gränze von Ungarn; im Walde wird sie von einem Knäblein entbunden; die Mutterfreude lässt sie alles vergessen. Dort findet sie ein ungarischer Ritter Sir Bernard von Monseroyne, indem eine von ihm verfolgte Hirschkuh in eben dem Dickicht, in dem Margaret sich befand, Zuflucht sucht, nimmt diese gastfrei in sein Schloss auf und erzieht den Neugebornen, der den Namen Triamour erhält, auf das Trefflichste und in allen ritterlichen Künsten.

Der Windhund hat indessen treu die Leiche seines Herrn gehütet, da ihm aber allmählig die Nahrung in der Nähe fehlt, so muss er solche in immer grösseren Kreisen suchen und gelangt so am Schlusse des siebenten Jahres, gerade als das Christfest gefeiert wurde, von Hunger abgezehrt, in den Palast des Königs, verschwindet jedoch gleich wieder, nachdem er gesättigt worden. Aradas, dem dies auffällt, giebt, als sich dies wiederholt ereignet, den Dienern Befehl, dem Hunde, wenn er sich zum dritten Mal einstellen sollte, zu folgen. Als der Hund wieder in dem Palast sich einfindet, trifft er dort mit Marrock zusammen, den er sofort wüthend anfällt, an der Kehle packt und nicht eher loslässt, als

bis er ihn erwürgt hat. Hierauf eilt er wieder zum Grabe, wo die, welche ihm gefolgt sind, die Leiche finden, die sich wunderbarer Weise so gut gehalten hatte, dass man sie sofort als die Sir Rogers erkannte. Dieser ward nun in geweihter Erde bestattet und ihm ein ehrenvolles Denkmal errichtet, auf welchem kurz darauf auch der treue Hund sein Leben aushauchte. Die Leiche Marrocks ward durch die Stadt geschleift und dann am Galgen aufgehängt. Der König sendete Boten durch das ganze Land, theils um diesen Akt der Gerechtigkeit männiglich bekannt zu machen, theils um über das Schicksal der schuldlos vertriebenen Königin Erkundigungen einzuziehen, womöglich sie zurückzubringen. Aber alle Mühe blieb erfolglos und der unglückliche Aradas musste noch viele Jahre durch Kummer und Gewissensbisse für seinen übereilten Urtheilsspruch büssen.

Die zweite und grössere Hälfte des Gedichts, welche die Schicksale Margarets und ihres Sohnes bis zur Wiedervereinigung mit dem Könige mittheilt, weicht von den Erzählungen von der Königin Sibille vollständig ab. Nicht nur, dass Aradas nicht durch Waffengewalt genöthigt wird, die Gattin wieder aufzunehmen, rettet auch ohne einander zu kennen, erst der Vater dem Sohne das Leben, dann dieser jenem das Reich. Die Lösung des Knotens erfolgt dadurch: dass Margaret dem Sir Triamour, nachdem er sich die schöne Helene, die Erbin von Ungarn und den Thron dieses Reiches erkämpft hat, seine ihm bis dahin verschwiegene Abstammung mittheilt und nun auch Aradas erfährt, dass seine vergeblich gesuchte Gattin noch am Leben, der aber, den er, ohne zu ahnen, wie nahe er ihm stehe, liebgewonnen und die Mitregentschaft angeboten, sein eigener Sohn sei.

Ob dieser zweite Theil freie Dichtung ist oder der Verfasser des Sir Triamour auch in ihm einem andern und ergeblich welchem Vorgänger folgt, das zu untersuchen liegt hier keine Veranlassung vor; dass aber für den ersten Theil des Gedichts die Erzählung von der Königin Sibille als Vorbild gedient habe, kann nicht zweifelhaft sein. Die Hauptpunkte, die des Treubruchs von dem, dessen Liebeswerbung sie zurückgewiesen, fälschlich angeklagte Königin — die Verwandlung des anfangs verhängten Flammentodes in Verbannung, mit der Drohung, dass jener vollstreckt werden würde, wenn die Königin sich nach Ablauf einer bestimmten Frist noch innerhalb der Gränzen des Reiches treffen lasse

— der Mord an dem alten Ritter, welcher die Königin aus dem Lande bringen soll, durch den, welcher dieselbe verläumdet hat — der Hund, welcher für die Leiche seines Herrn Sorge trägt und dann dessen Tod an dem Mörder rächt — die Entweichung der Königin während des Kampfgetümmels und die Erfolglosigkeit der Bemühungen des Mörders sie aufzufinden — die Entbindung der Königin von einem Knaben in der Wildniss, als sie auf der Flucht bis nach Ungarn gelangt ist —, finden sich übereinstimmend in beiden Darstellungen und können unmöglich blos einem zufälligen Zusammentreffen ihren Ursprung verdanken. — Wo der Verfasser des Sir Triamour von seiner Quelle abgewichen — es ist hier immer nur von dem ersten Theile des Gedichts die Rede — wie, dass der Verräther selbst es ist, der den König bewegt, an die Stelle des Flammentodes die Verbannung treten zu lassen — dass jener sich bei dem Ueberfall von einer grossen Zahl Gefährten begleiten lässt — dass er seiner Schuld nicht erst durch einen gottesgerichtlichen Zweikampf überführt wird, der Hund ihn vielmehr gleich das erste Mal, wo er seiner ansichtig wird, umbringt — sind Abweichungen von dem Vorbilde, die nicht gerade als Verbesserungen angesehen werden können. Namentlich fehlt es nun an einem wirklichen Beweise von der Schuld des Verräthers; denn der Umstand allein, dass Jemand von dem Hunde eines Ermordeten erwürgt wird, kann doch, selbst nach den damaligen Rechtsbegriffen, nicht als ein voller Beweis angesehen werden.

Fragen wir nun zum Schluss, welche von den bisher aufgeführten Redactionen der Sage als die Quelle des in dem Erfurter Druck enthaltenen oder richtiger des nicht strophischen Gedichts, aus welchem jenes nur einen Auszug bildet, anzusehen sei, so kann es kaum einem Zweifel unterliegen: dass rücksichtlich des ersten, des wesentlicheren Theils, die Erzählung von der Königin Sibille diese Stelle einnimmt, denn nur in dieser findet sich eben so wie im deutschen Gedichte die Ueberführung des Verräthers durch einen Zweikampf mit dem Hunde des Ermordeten, sowie der Umstand, dass ein hässlicher Zwerg es ist, der bei der schlafenden Königin im Bette gefunden wird. Wie weit im Uebrigen eine Ueberstimmung stattfindet, lässt sich freilich nicht ganz apodiktisch bestimmen, da gerade der Theil der Chan-

son de geste, auf den es hier ankäme, nicht in der Urschrift erhalten und positiv dessen Inhalt nur durch den mageren Auszug bei Alberich bekannt ist. Dass in einer Beziehung eine Abweichung stattgefunden und der Zwerg in jener nicht eine so passive Rolle wie im deutschen Gedichte gespielt, sondern sich aus eignem Antriebe und aus Rache für verschmähte Liebe in das Bette der Königin gelegt habe, ist möglich, aber, wie schon bei der Besprechung des in der venezianischen Handschrift enthaltenen Gedichts ausgeführt worden, nicht nothwendig.

Die umgekehrte Annahme, dass nämlich der französische Dichter dem deutschen nachgefolgt sei, verbieten schon chronologische Gründe. Denn wie oben angegeben, ist die Chanson de geste von der Königin Sibille etwa um 1225 verfasst, während die Sprache des deutschen Gedichts auf die erste Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts hinweist, wie denn auch die älteste vorhandene Handschrift desselben, der Wiener Pergamentcodex 545 (v. d. Hagen l. c. III. S. 778) diesem Jahrhunderte angehört.

Dieser Umstand macht es zugleich aber auch wahrscheinlich, dass der Chanson de geste unmittelbar, und nicht etwa durch Vermittelung einer neuen Redaction, sei solche in Versen oder in Prosa, das Vorbild des deutschen Bearbeiters gewesen sei. Wenigstens ist die in der venezianischen Handschrift auf uns gelangte Redaction auf keinen Fall älter als das nicht strophische deutsche Gedicht, und die Prosa-Bearbeitungen, wie sie uns in dem spanischen und dem niederländischen Volksbuche vorliegen, verdanken jedenfalls erst dem Schlusse des 14. Jahrhunderts, zum Theil einer noch späteren Zeit, ihre Entstehung.

Der deutsche Dichter hat nicht nur sein Original sehr verkürzt, sondern auch fast alle Namen fortgelassen, der einzigen Person aber, die er nicht namenlos liess, dem Herzog Naimes, einen specifisch deutschen Namen, den: Herzog Leopold von Oesterreich, gegeben und so die Sage gewissermassen localisirt. Für den zweiten Theil des Gedichtes, welcher die Schicksale der Königin von der Flucht bis zur Wiedervereinigung mit ihrem Gemahl enthält, findet sich dagegen in allen Erzählungen von der Königin Sibille nichts Analoges, vielmehr hat hier wahrscheinlich die Sage von Berta mit dem grossen Fusse, der Mutter Karl's, das Vorbild abgegeben.



Die oben ausgesprochene Ansicht, dass der Verfasser der Chanson de geste von der Königin Sibille die Erzählung von dem Hunde, der den Tod seines Herrn an dessen Mörder rächt, vorgefunden und in eine Erzählung, der sie ursprünglieh fremd war, eingefügt habe, wird zur Gewissheit durch eine Mittheilung des Giraldus Cambrensis, auf die zwar bereits Liebrecht in den Anmerkungen zu des Gervasius von Tilbury Otia imperialia (Hannov. 1856 S. 113) aufmerksam gemacht hat, die aber oben von mir übersehen war. — Schon Ambrosius hatte im Hexaemeron Lib. VI. c. 4. (p. 882 der Opera Par. 1569) erzählt: „dass in einem entlegenen Theile von Antiochia in der Dämmerung ein Mann getödtet worden sei, der seinen Hund bei sich gehabt habe. Ein Soldat hatte, um zu rauben, den Mord begangen, sich dann aber, unter dem Schutze der noch stattfindenden Dunkelheit, fortgemacht. Da die Leiche unbeerdigt da lag, so sammelte sich bald ein Volkshaufe um dieselbe. Der Hund jammerte mit kläglichem Geheule über den Verlust seines Herrn. Auch der Mörder, um sich so recht den Anschein der Schuldlosigkeit zu geben, kam hinzu und näherte sich gleich den Uebrigen der Leiche. Der Hund unterbrach aber, sobald er jenes ansichtig wurde, seine Klagen, stürzte sich auf ihn und liess ihn nicht wieder los. Der Angegriffene zog hierdurch in hohem Grade den Verdacht auf sich und gerieth auch selbst, dadurch dass der Hund sich nur gegen ihn wendete, ohne dass ein sonstiger Grund hierzu ersichtlich gewesen wäre, so ausser Fassung, dass er sein Verbrechen nicht mehr zu läugnen vermochte. So hatte der Hund, da er seinen Herrn nicht hatte schützen können, ihn wenigstens gerächt.“ — Hier ist allerdings von einem Zweikampfe zwischen dem Hunde und dem Mörder noch nicht die Rede, Giraldus aber erzählt (Itinerarium Hibern. I. 7) unter Berufung auf Ambrosius und Suetonius de animantium naturis, und im Uebrigen in Uebereinstimmung mit dem ersteren, den Schluss in anderer Weise. Denn nachdem er erwähnt: dass der Hund den Soldaten nicht wieder losgelassen, fährt er fort: „Da dieser, obwohl ein dringender Verdacht auf ihm haftete, die That beharrlich läugnete, so erging ein Urtheil dahin, dass die Sache durch einen Zweikampf entschieden werden solle. Nachdem nun ein Kampfplatz hergerichtet worden und das Volk einen Kreis gebildet, der Soldat aber einen Stock zur Waffe erhalten, während der

Hund auf seine Zähne verwiesen blieb, ward der Kampf ausgefochten, bei welchem jener unterlag und nun den schimpflichen Tod am Galgen erleiden musste.“ Liebrecht bemerkt (l. c. S. 114) „Hier haben wir also schon den gerichtlichen Zweikampf, der bei Ambrosius noch fehlt und daher von Giraldus aus der erwähnten Schrift des Suetonius entnommen sein muss, über welche ich jedoch nichts Näheres weiss. Auch dieser Suetonius selbst ist mir unbekannt und nur noch bei Wilhelm von Malmesbury de gestis Pontif. Angl. I. 2. p. 251 finde ich ihn mehrmals citirt.“ — Da Giraldus (geb. 1146 † c. 1220) seine Schrift vor 1225, der Entstehungszeit des Chanson de geste von der Königin Sibille, abfasste und in Frankreich mehrfach gewesen ist, so kann der Verfasser der Letzteren füglich von ihm oder seinem Gewährsmann Suetonius die fragliche Erzählung entlehnt haben*).

Fassen wir die Hauptergebnisse der vorstehenden Untersuchung übersichtlich zusammen, so würden dies nachstehende sein.

1. So wie bei mehreren anderen germanischen Stämmen, so hat auch bei den Franken eine Sage von einer fälschlich des Treubruchs angeklagten und von ihrem Gemahl, der der Verleumdung Glauben schenkte, für schuldig gehaltenen, aber, nachdem der Ankläger im gottesgerichtlichen Kampfe überwunden worden, wieder als schuldlos erkannten Fürstin existirt, die schon in sehr früher Zeit mit Karl dem Grossen in Verbindung gesetzt ist. Die ältesten Bearbeitungen der Sage gehören Nordfrankreich

*) Zu den oben angegebenen Beispielen von durch Thieren entdeckten Verbrechen ist noch zuzufügen: Enten zeigen den Mord an. Wolf Deutsch. Sagenbuch 183. Müllenhoff, Sagen aus Schlesw. Holst. zu Nr. 187, vergl. auch Robert Fabl. inédit. II. 282 sqq. Tausend und Eine Nacht (Nacht 940) XIV. 209 sqq. (der Bresl. Ausg.) Anwari Sohaili s. Loiseleur des Longchamps Origine des fables indiennes p. 71, sowie ein Betschuanisches Märchen in Kletke's Märchensaal III. 387 sqq. — Bekanntlich sollen auch die Mörder des Hesiodus durch dessen Hund entdeckt sein. Schon Plinius Hist. natur. VIII. 40 (61) erzählt: dass in Epirus ein Hund den Mörder seines Herrn in einem Volkshaufen erkannt und dadurch, dass er ihn mit Gebell und Beissen anfiel, zum Geständniss gebracht habe. Vergl. Plutarch. Moralia. De solertia animal. c. 13. — Endlich erzählt auch Dietmar von Merseburg I. c. 16 (Pertz Monum. III. 742) von einem Morde, der im Palast König Heinrich I. durch einen den Mörder angreifenden Hund entdeckt worden sei.

an. Von dort ist dieselbe theils zu anderen romanischen Nationen, den Provencalen, Spaniern und Italienern, theils zu den germanischen, den Engländern, Deutschen und Scandinaviern gelangt.

2. In dieser ursprünglichen Form erscheint die Sage in den Dichtungen, in denen die Angeklagte die von Karl bei seinem Aufenthalte in Spanien erworbene Gattin, Galia oder Galiana, ist, namentlich in dem niederdeutschen, aber auf einer französischen Quelle beruhenden, Gedichte aus dem Schlusse des 12. Jahrhunderts, von welchem ein Fragment durch Lachmann bekannt gemacht und das seinem wesentlichen Theile nach in die grosse Compilation: Carl Meinet, übergegangen ist.

3. Um die Leichtgläubigkeit des Gemahls besser zu motiviren, wurde von einem späteren Bearbeiter der Zug hinzugefügt, dass neben der schlafenden Fürstin in deren Bette ein gemeiner Mensch, gleichfalls schlafend, gefunden wird. In dieser Gestalt fand die Sage in die die Geschichte der Oliva behandelnden Erzählungen Eingang, in denen die schuldlos Angeklagte aber nicht die Gemahlin, sondern bald die Schwester, bald die Vatersschwester Karls ist.

4. Eine weitere Umgestaltung erlitt die Sage dadurch, dass mit ihr eine anderweitig umlaufende Erzählung von einem Hunde welcher den Tod seines Herrn an dessen Mörder dadurch rächt, dass er diesen in gottesgerichtlichem Kampfe besiegt, in Verbindung gesetzt wurde. In dieser Form erscheint die Sage in den verschiedenen Erzählungen, wo die Königin Sibille, Gemahlin Karls des Grossen, die Angeklagte ist, und deren früheste Redaction jedenfalls der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts angehört.

5. Eine Vermittelung zwischen den verschiedenen Gestaltungen der Sage findet sich in dem spanischen Roman: La gran conquista de ultramar, aus dem sich ergiebt, dass Galiana und Sibille identisch sind, da die erstere bei ihrer Taufe den letzteren Namen erhalten hat, und der auch wenigstens eine Andeutung von dem sub 3 aufgeführten Umstande enthält.

6. Die deutschen Gedichte von der vom Marschall verläumdeten Königin von Frankreich haben ihre Quelle in der französischen Chanson de geste von der Königin Sibille, haben dieselbe aber sehr erheblich verkürzt und die Eigennamen theils ganz fortgelassen, theils verändert.

7. Die vorstehenden Bemerkungen beziehen sich jedoch nur auf den ersten Theil sämmtlicher Bearbeitungen der Sage, der die Verurtheilung der Angeklagten enthält. Der zweite Theil, der deren Schicksale bis zur Wiedervereinigung mit dem Gatten, sowie die des beiderseitigen Sohnes erzählt, weicht in den verschiedenen Redactionen so sehr von einander ab, dass von einer gemeinsamen Quelle keine Spur vorhanden ist. Dies gilt gleichmässig von den Bearbeitungen, wo die Königin Sibille, wie von denen, wo die Herzogin Oliva die Heldin bildet. In den erwähnten deutschen Dichtungen sind es anscheinend die Erzählungen von Karls Mutter, der Königin Berta, welche im Wesentlichen den Stoff für diesen zweiten Abschnitt hergegeben haben.

Der König im Bade.

Titel: VOn dē Kunig In dē pat, | Wy er geschendet wart. Darunter ein Holzschnitt mit einer oberen und einer unteren Abtheilung; in jener: das Königliche Schloss, zu dem der von Niemandem erkannte König sich begiebt, in dieser: die Badstube.

Das Büchlein enthält 8 Blätter, deren letztes auf der Rückseite unbedruckt ist, in 4to, ohne Seiten- oder Blattzahlen, Signaturen und Custoden. — Die Schlussschrift lautet: Getruckt zu Erffort pey sant pauls pfarē zu dē weissē lilgē berge. Im XLVij Jar. — Ausser dem Titelholzschnitt finden sich noch sechs andere sehr roh gearbeitete Holzschnitte.

Inhalt. Wer sich nicht vor Hoffahrt bewahrt, der wird von Gott diesseits oder jenseits gestraft. — Ein König, der grosse Macht besass, indem ihm deutsche und wälsche Lande unterthan waren, vermeinte: dass Niemand über ihm stehe, und wollte nicht glauben, dass Christus über allen Fürsten sei. Als er einst in der Vesper die Worte im Magnificat: „deposuit potentes de sede“ vernommen und von gelehrten Leuten deren Bedeutung erfahren hatte, gebot er, diesen Vers nicht ferner zu lesen und alle Bücher, in denen er stehe, zu vernichten. Boten mussten überall verkünden, dass jeder, der diese Worte ferner singe oder lese, harte Strafe erleiden solle. So wurden sie eine Zeitlang nirgends

vernommen bis dahin, dass Jesus Christus dem Könige seine Macht kund zu thun beschloss.

Als der Letztere sich nämlich eines Tages in das Bad begeben hatte, nahm ein Engel, der ihm an Gestalt vollkommen glich, seine Stelle ein. Der König, der ihn nicht wahrnahm, wollte sich neben ihn hinsetzen. Der Bader hiess jenen aber sich entfernen. Der König fragte denselben, ob er betrunken sei, denn er, sein König, sei es, der mit ihm spreche. Ein Thor mögt ihr sein, entgegnete der Bader, und wo ist denn euer Königreich? Da rief der König voll Zorn: schaut diesen bösen Wicht, der einen Andern für mich hält. Zugleich ergriff er einen Kübel und schlug damit nach dem Bader, wurde dafür aber von dessen Gesinde misshandelt, bis der Engel dem Letzteren Einhalt gebot. Jener ward nun mit den königlichen Gewändern bekleidet und begab sich nach dem Schlosse, während der wirkliche König nackend von dem Hausgesinde des Baders aus dem Hause gestossen ward. Arme und Reiche verspotteten ihn auf der Strasse, und fragten ihn höhnend, wo denn sein Hofstaat sei? Der sei wohl im Rheine ertrunken? Unbekleidet wie er war und voller Scham lief der König zu dem Hause eines frommen Mundschenken, der ihm bisher als sein bester Rathgeber gedient. Derselbe befand sich gerade bei Tafel; als er den Lärm vor seiner Thür vernahm, welcher dadurch entstand, dass der Thorwart den König mit harten Worten zurückwies, befahl er diesen einzulassen. Derselbe klagte ihm sein Leid und berief sich, um zu beweisen, dass er wirklich der König sei, auf manche Dinge, welche ein Anderer nicht gut wissen konnte. Der Schenke lachte darob, und gestand zu, dass jener die Wahrheit spreche, meinte aber, der Teufel müsste es ihm mitgetheilt haben. — Er liess ihm ein Gewand und Speise reichen, begab sich dann aber in den Königlichen Palast und meldete dem Engel das Vorgefallene, welcher anbefahl, dass der König ihm vorgeführt werden solle. Als der Letztere erschien, ward er von dem Hofgesinde, das ihm zurief: seid willkommen König ohne Land, verhöhnt. Die Königin, die an der Seite des Engels sass, fragte: was es gäbe? Der Schenk erwiderte: er bringe den grössten Possenreisser, der ihm je vorgekommen. Der Engel hiess hierauf Alle schweigen, damit der Thor sein Anliegen vortragen könne. Dieser, ausser sich über die erlittene schimpfliche Behandlung, berief sich zum

Beweise darüber, dass er wirklich der König sei, auf die Liebkosungen seiner Gemahlin, von der er erst am letztverflossenen Morgen unter zärtlicher Umarmung geschieden sei. Die Königin, die ihren Gatten nicht erkannte, und vor Scham darüber erröthete, dass ein Bettler sich ihrer Liebkosungen rühmte, erklärte die Behauptung für unwahr. Einer der Ritter des Hofes heisst den König schweigen; schon wollten die jungen Hofleute ihn hinauswerfen, da nimmt der Engel ihn an die Hand, führt ihn mit sich in das Schlafgemach und spricht zu ihm: Glaubst du nun, dass Gott Macht habe über dich und mich, sowie über alle Geschöpfe? Nun sieh, wie seine starke Hand dich erniedrigt hat, ohne dass du ihm hast Widerstand leisten können. Was hilft dir nun dein grosses Kriegsheer? Noch ist der Vers wahr: Deposuit potentes de sede et exaltavit. Gott vermöchte dir noch grösseres Leid anzuthun; er hat dich niedergebeugt, wenn er will, so wirst du wieder König sein. Um Gott, wer seid ihr? sprach der König, seid ihr selbst der von dem ihr sprecht, so zeigt euren Edelmuth an mir thörichten Mann und belehrt mich, was ich thun soll. Der Engel entgegnete, dass er nicht Gott selbst, sondern nur dessen Abgesandter, und von Jesus Christus beauftragt worden sei, den König auf diese Weise zu demüthigen, und dass dieser auch, wenn er nicht bis dahin ein gerechter Richter gewesen, immer in seinem gegenwärtigen Stande verharren würde. Da fiel der König vor dem Engel nieder und ergab sich ganz in Gottes Willen. Der Engel hiess ihn aufstehen und sprach: er solle fortan das glauben, was ihm die Priester verkündeten, denn diese lehrten, wie ein Christ sich zu verhalten habe. Auch solle er gegen Alle, welche ihm ihren Kummer klagten, Barmherzigkeit üben. Wenn er diesen Rath befolge, so werde er ein mächtigerer Fürst werden, als er vordem gewesen. Nachdem der König dies gelobt, bekleidete der Engel ihn wieder mit den königlichen Gewändern und schwand dann selbst gen Himmel. Der König lobte Gott, erkannte die Wahrheit dessen, was der Engel ihm gesagt, und wie wenig er selbst sei. Er ging freudig zurück dahin, wo der Hofstaat versammelt war, und erzählte, als er hier gefragt ward, wo der Thor geblieben sei, den er mit sich geführt, Alles was sich mit ihm zugetragen. Er führte die Versammelten dorthin, wo der alte Rock lag, mit welchem der Schenk ihn bekleidet und zeigte ihnen denselben. Da erschracken gar Viele, und hiel-

ten sich für verloren, auch die Königin bat um Verzeihung, sich damit entschuldigend, dass sie ihn nicht erkannt habe. Er nahm sie bei der Hand und forderte sie auf, sich zu beruhigen. Es sei also Gottes Schickung gewesen; er habe sich selbst nicht gekannt. — Da kam der Vers Deposuit wieder zu Ehren und wurde an vielen Orten angeschrieben. Der König aber lebte fortan sowie sein Hofgesinde in grosser Frömmigkeit.

In dem vorliegenden Druck finden sich hiernach als Erklärung des letzten Holzschnitts noch die Verse:

Da bringet man den Kunig wider by der Hand
Der engel gybt im wider sein Frauwen und sein regement.

die offenbar einer andern Bearbeitung dieses Stoffes entnommen sind, da sie mit dem vorher Erzählten nicht im Einklang stehen.

Der zwar nicht in dem vorliegenden Drucke, wohl aber in mehreren Handschriften genannte Verfasser der Erzählung ist der unter dem Namen der Stricker oder Strichäre (d. i. fahrender oder wandernder Dichter, den wahren Namen kennt man nicht) bekannte Minnesänger, der wahrscheinlich Oesterreich angehörte, und in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts lebte (Koberstein I. S. 211), von dem eine ziemlich bedeutende Zahl von Dichtungen bis auf unsere Zeit gekommen, deren bedeutendste, der Daniel von Blumenthal, aber bis jetzt nicht vollständig gedruckt ist. Ausgezeichneter wie als Epiker ist er als Verfasser poetischer Erzählungen. Die bekannteste unter den letzteren ist der Pfaffe Amis, eine Sammlung von Schwänken die als Volksbuch bis auf die neueste Zeit fortgelebt hat. Eine aber durchaus nicht vollständige Gesammtausgabe der kleineren Gedichte des Stricker besorgte Hahn. (Quedlinburg und Leipzig. 1839. 8.) Das vorliegende ist darin nicht enthalten. Dagegen hat es Eschenburg aus einer Hamburger Handschrift in Bruns Beiträgen (1802—3, St. II. S. 123), Kowachich aus der Koloczaer Handschrift in Fr. Schlegels deutschen Museum IV. S. 424 sqq., v. d. Hagen unter dem Titel: der nackte König, und mit den Varianten aus vier Handschriften in den Gesammtabentheuern (Th. III. S. 409—426), sowie Lassberg im Liedersaal (CXLVII. Th. II. S. 483—498) und Genthe in den deutschen Dichtungen des Mittelalters (Th. I. S. 415—419) abdrucken lassen, Mailath aber (Auserlesene altdeutsche Gedichte, S. 89—96) unter dem

Titel: Vom übermüthigen Könige, in die heutige Sprache übertragen, und L. Bechstein (Deutsches Märchenbuch, S. 136—139) eine prosaische Bearbeitung davon gegeben.

Der vorliegende Druck, dessen Text nicht unerheblich von dem der anderen aufgeführten Abdrücke, sowie der Handschriften abweicht — wie er denn unter andern nur 355 Verse zählt, wogegen der Abdruck aus der Koloczaer Handschrift deren 360, der bei v. d. Hagen 362, die Mölker Handschrift 378 und die Lassbergische 380 enthalten — ist bis jetzt den Bibliographen völlig unbekannt geblieben. Panzer führt in den deutschen Annalen (I. S. 208. Nr. 369) an: Vom Kunig im pad den sein gewalt genumen wart. Gedruckt zu Bamberg. Hinter sant Marty von Hansen puochdrucker Im iij vnd x c Jahre an sant Lorentzen Abent. 2 Bogen in 4to mit einem Titelholzschnitt und vier kleineren Holzschnitten im Text. V. d. Hagen bezweifelt zwar, dass dies die Stricker'sche Dichtung sei und glaubt, dass diese Ausgabe zu den strophischen Bearbeitungen der in Rede stehenden Sage gehöre, er schliesst dies aber lediglich aus dem Umstand, dass Panzer sie ein sehr erbauliches Lied nenne, ein offenbar ziemlich schwacher Grund. Auch Weller (Annalen II. S. 9) hat für seine Annahme: dass das in dem erwähnten Drucke enthaltene Gedicht das Rosenpluts sei, keine Beweismittel beigebracht. Wahrscheinlich hat er dies aus den Worten, mit denen Plac. Sprenger (Aelteste Buchdruckergesch. v. Bamberg, S. 60) seine Notiz über die gedachte Ausgabe schliesst: „Ist im teutschen Museum (1782, Oct.) wieder abgedruckt worden“ gefolgert, da das an dem angeführten Orte abgedruckte Gedicht allerdings das Rosenpluts ist; Sprenger hat aber wohl nur gemeint: dass die Erzählung überhaupt, nicht aber, dass gerade die hier vorliegende Redaction des Stoffes in jenem Wiederabdruck enthalten sei. Vielmehr kann man nach der von Sprenger mitgetheilten Inhaltsangabe, und da der Umfang ganz derselbe ist, wie in dem vorliegenden Abdruck (8 Blätter in 4to), während die noch nicht halb so viel Verszeilen enthaltende Rosenplut'sche Bearbeitung einen viel geringeren Raum braucht, wohl annehmen, dass auch der Inhalt von jenen beiden identisch sein werde. Obenein ist der in der Schlussschrift des Bamberger Drucks genannte Hans Buchdrucker, wie bereits oben nachgewiesen worden, kein anderer als Hans Sporer, aus dessen Presse der Erfurter Druck hervorging.

Wenn nun aber auch die vorliegende Ausgabe die Stricker'sche Bearbeitung enthält, so ist doch nicht nur darin die Sprache modernisirt und der zur Zeit ihres Erscheinens üblichen, soweit dies ohne Verwischung des Reims irgend möglich war, angepasst, sondern es hat sich auch eine grosse Zahl Druckfehler, die theilweise wohl in ungenügender Vertrautheit mit der Sprache des Dichters, der mehr als 200 Jahre früher gelebt, ihre Veranlassung gehabt haben mögen, eingeschlichen, ja es sind nicht selten ganze Verszeilen ausgefallen, wie dies nicht nur die schon oben erwähnte geringere Verszahl, sondern insbesondere der öfters fehlende Reim darthut. In einem Falle mag dies Fortlassen wohl mit Absicht geschehen sein, da wo ausweislich der Handschriften und übrigen Drucke, der Dichter den Engel sagen lässt, der König solle sogar dann, wenn er wisse, dass die Priester selbst sich im Sündenzustand befänden, an das glauben, was sie ihm verkündeten, eine Bemerkung, die eine strenge Censur freilich nicht würde haben passiren lassen können.

Der Gegenstand der in Rede stehenden Erzählung gehört zu denen, welche das Mittelalter mit besonderer Vorliebe behandelt hat; in deutscher Sprache ist dies ausser durch den Stricker mindestens noch fünf Mal geschehen. Zunächst durch dessen Zeitgenossen *) und Landsmann, den Minnesänger Herrand von Wildonie, der, wie er sagt, auf den Wunsch einer minniglichen Frau, für welche er gern noch besser dichten möchte, sein Werk, das die Ueberschrift führt: Das püchel ist von dem plossen Kayser, aus einer ungereimten deutschen Chronik in Reime gebracht hat (Schottky in den Wiener Jahrbüchern f. 1819, Anzeig. Bl. 31 sqq. v. d. Hagen Minnesänger IV. S. 300. Dess. Gesammtabenth. III. p. CXVI). — Kaiser Gorneus, wie hier der König unserer Erzählung heisst, hält das Evangelium am zwölften Sonntage nach Pfingsten (Lucas XIV. 11) für Lüge; er badet sich aus Eitelkeit für die Frauen als er nach zehn Jahren zum ersten Mal Gerichtstag gehalten, wobei Weiber hülfreiche Hand leisten. Der Engel kommt nicht selbst in die Badestube. Des Kaisers Geheimsterrath ist derjenige, der dem seines Gewandes

---

*) Gödecke, Grundriss I. S. 34, setzt denselben jedoch erst in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Beraubten eine Kleidung verabreichen lässt; der Kaiser muss für das Spülicht aus der Küche die niedrigsten Dienste verrichten; er muss das furchtbare Gericht, darunter die Enthauptung mit der Dille — dem jetzt Guillotine genannten altbekannten Werkzeuge — sogar seiner Günstlinge mit ansehen. Nachdem er zur Erkenntniss gelangt ist, dass er seine Strafe verdient habe, wird er in den früheren Stand wieder eingesetzt. Er gelobt nun fortan gerecht zu regieren, sowie Mauth und Münze richtig zu halten, und stiftet Klöster. Seine Gemahlin wird gar nicht erwähnt. Die Erzählung ist etwas breit gehalten, und steht im Werthe jedenfalls der des Stricker nach.

Die dem 14. Jahrhundert angehörende Dichtung eines Ungenannten in der Hamburger Handschrift des Parcival und einem Weimarschen Manuscript ist nichts als eine Umarbeitung des Strickerschen Gedichts und daher oben bei der Aufführung der Ausgaben von diesem mit berücksichtigt.

Im 15. Jahrhundert bearbeitete der Meistersänger Hans Rosenplut genannt der Schnepperer (d. i. Schwätzer. Keller Fastnachtsspiele III. 1077. 1078. 1530) die Sage in seiner Erzählung: Der König im Bade. Er folgt im Allgemeinen dem Stricker, ist aber viel kürzer, da sein Gedicht nur 148 Verszeilen enthält. Es ist in mehreren Handschriften (Keller l. c. S. 1154. 1327) namentlich in einer Dresdener von 49 Gedichten Rosenpluts enthalten und aus einer in Meissners Besitz befindlich gewesenen (Canzlers und Meissners Quartalschrift. Jahrg. I. St. 1. S. 53., III. 7. 27) abgedruckt im deutschen Museum 1781, S. 347—353 und wiederholt in Göz Hans Sachs Th. III. S. 184—189, aus einer Wolfenbütteler Handschrift (Keller l. c. S. 1438. 1436) aber in Wackernagels deutschem Lesebuch III[a]. 775 und in Pischons Denkmälern II. 80. Auch der Druck: Vom Kunig in pad, dem sein gewalt genumen war. Nürnberg Hector Schoffler (c. 1530) 4 Bl. in 8vo mit Titelholzschnitt, soll angeblich diese Bearbeitung enthalten (Gödecke Grundriss I. S. 97, Keller l. c. S. 1151, Weller l. c. II. S. 9), wahrscheinlich findet sich aber in ihm ebenso wie in dem Bamberger Druck von 1493, der den gleichen Titel führt, die des Stricker.

Etwa gleichzeitig mit Rosenpluts Arbeit mag ein Meistergesang entstanden sein, der in 25 Stanzen der Wartburg-Lohengrin-Strophe (Klingsors schwarzem Ton) die in den vorhandenen

Handschriften allerdings nicht rein gehalten ist, die Sage genau, hin und wieder mit denselben Worten, dem Stricker nacherzählt, nur mit der Abweichung, dass der König hier den Namen Nabuchodonosar, nach dem stolzen König von Babylon Nebukadnezar, der zur Strafe für seine Ueberhebung zum Thier erniedrigt, dann aber wieder begnadigt wird, führt. (Abgedruckt mit Einleitung und Anmerkungen von Schottky in den Wiener Jahrbüch. Bd. V. (1819) Anzeigebl. S. 31—44.)

Endlich bearbeiteten den Gegenstand dramatisch Hans Sachs im Jahre 1555 unter dem Titel: Comödia mit neun Personen zu agiren Julianus der Kaiser im Bad und hat 5 Aktus (H. Sachs Gedichte III. 2) und Joh. Römoldt 1564 unter der Ueberschrift: Ein fein christlich und nützlich Spil von dem grewlichen Laster der Hoffahrt. Eisleben, Urban Graubisch. s. a. 8vo. (Wiedergedruckt in Joh. Römoldt von K. Gödecke. Hannover 1853. S. 2—64.)

Auch in einer altniederländischen Bearbeitung, welche den Titel führt: Van eenen verwanden Koninc, ist die Dichtung vorhanden (Weckherlin Beiträge S. 133).

Wie bei so vielen andern von den Dichtern des Mittelalters behandelten Stoffen, muss auch bei dem König im Bade das unter dem Namen Gesta Romanorum bekannte Volksbuch, eine grosse Sammlung von Erzählungen und Beispielen, dessen erste Abfassung nach Grässes (Gesta Romanorum, das älteste Märchen- und Legendenbuch des Mittelalters. II. S. 285 sqq.) Untersuchung spätestens in den Anfang des 13. Jahrhunderts fällt, als Quelle angesehen werden, und zwar ist dies hier das 59. Capitel: Von allzugrossem Hochmuth und wie die Stolzen oft zur tiefsten Niedrigkeit gelangen. Es wird hier erzählt: der mächtige Kaiser Jovianus habe von Hochmuth ergriffen einst bei sich gesprochen: Giebt es denn einen anderen Gott als mich? Als er kurz darauf mit seinem Tross zur Jagd gezogen, habe er in Folge grosser Hitze das Bedürfniss gefühlt, in einem in der Nähe befindlichen Gewässer ein Bad zu nehmen. Während er sich noch in diesem befunden, sei ein anderer ihm an Gesicht und Gestalt durchaus gleichender Mann gekommen, habe seine Kleider angelegt und sein Ross bestiegen, sei darauf zu dem Jagdgefolge geritten, das ihn für den Kaiser selbst gehalten habe. Jovianus, als er sich,

nachdem er dem Bad wieder entstiegen, seiner Kleider beraubt gesehen, ging zu dem Hause eines in der Nähe wohnenden Kriegsobristen, um von diesem sich mit neuen Gewändern versehen zu lassen; dieser wollte ihn jedoch, obschon er ihm Dinge mittheilte, die nicht wohl ein anderer wissen konnte, nicht nur nicht anerkennen, sondern liess ihn sogar züchtigen und aus seiner Burg hinauswerfen. Eben so erging es dem Kaiser, als er bei einem seiner Räthe, einem Herzoge, Zuflucht suchte, der ihn sogar in ein Verliess werfen und aus dem Lande jagen liess. Jovianus beschloss nun wie er war nach seinem Palaste zu gehen und einen Versuch zu machen, zur Kaiserin zu dringen, in der Hoffnung, dass diese ihn anerkennen werde, wenn er ihr die geheimsten Sachen, die zwischen ihnen vorgefallen waren, vorhalte. Aber auch hier täuschte ihn seine Erwartung; weder die Kaiserin, so unerklärlich es ihr auch war, dass ein Bettler, den sie nie gesehen, ihre Geheimnisse wisse, noch die Höflinge wollten ihn anerkennen; ein Hund, der ihm vorher sehr zugethan gewesen, fiel ihn wüthend an und würde ihn erwürgt haben, wenn nicht die Dienerschaft abgewehrt hätte, und sein Lieblingsfalke zerbrach, als Jovianus sich ihm näherte, seine Fessel und flog davon. — Der Mann, der des Kaisers Stelle einnahm, fällte den Spruch, dass dieser an den Schweif eines Pferdes gebunden und durch die Strassen geschleift werden solle, befahl aber den mit der Ausführung dieses Urtheils beauftragten Trabanten, ihn nicht zu Tode kommen zu lassen. — Nachdem der Kaiser diese Strafe erduldet, begab er sich zu seinem Beichtiger, einem Einsiedler, der ihn anfangs für den Teufel hielt, demnächst ihm aber, nachdem er durch das verschlossene Fenster gebeichtet, Absolution ertheilte, dann auch wieder erkannte und, nachdem er ihn mit Kleidern versehen, in den Palast zurücksendete. Auch dort erkannte man ihn nun wieder; die Königin und das Hofgesinde vermochten nun aber nicht zu unterscheiden, welcher von Beiden der rechte Kaiser sei, da der wahre und sein Doppelgänger sich vollständig gleich sahen. Der Letztere klärte jedoch den Zweifel auf und verkündete, dass er der Schutzengel des Kaisers sei, der, so lange dieser für seinen Hochmuth habe büssen müssen, dessen Stelle eingenommen und das Land regiert habe. Nun sei die Busse vollendet und es möchten daher Alle dem rechten Kaiser wieder gehorsam sein. — Der Engel entschwand

hierauf den Blicken der Anwesenden, der Kaiser aber dankte Gott und führte fortan ein gerechtes und gottesfürchtiges Leben.

Die Abweichungen, welche sich hier von dem Strickerschen Gedichte finden, sind nicht so erheblich, dass man einen Zweifel darüber hegen könnte, dass dieses aus jener Quelle geschöpft sei.

Auch die Dichter anderer Nationen haben einen so dankbaren Stoff nicht unbenutzt gelassen. Eine im Jahre 1581 zu Lyon gedruckte Moralité: L'orgueil et presomption de l'empereur Jovinien folgt getreu der Darstellung in den gestis Romanorum; etwas freier gestaltet sich diese in einem englischen Gedichte aus dem 14. Jahrhundert: King Robert of Sicily, in dem an die Stelle des Kaisers Jovinian ein König Robert von Sicilien getreten ist, sowie eine englische Morality: Robert Cycyl, welche 1529 zu High-Cross in Chester aufgeführt worden ist, und nur in einer dramatischen Paraphrase jenes Gedichts besteht. Endlich verwendete diesen Stoff auch der spanische Dichter Rodrigo de Herrera für sein Schauspiel: Vom Himmel kommt der gute König (Del cielo viene el buen Rey). Bei ihm regiert der König Friedrich von Sicilien, wie der Held hier heisst, so böse, dass ein Aufruhr auszubrechen droht. Der Erzengel Michael nimmt ihm im Bade das königliche Gewand, bekleidet sich selbst damit, nimmt auch jenes Gestalt und Gesichtszüge an, während er die Physiognomie des Königs umwandelt und diesem keine Auswahl übrig lässt, als sich in bäuerische Tracht zu hüllen. Der Engel regiert nun, von Allen für den wirklichen König gehalten, trefflich an dessen Stelle, während jener mit seinen Ansprüchen überall verlacht, endlich durch tiefste Demüthigung zur Erkenntniss geführt, dann aber wieder in den früheren Stand eingesetzt wird (Schack Gesch. der dram. Kunst in Spanien II. 339).

Dass den Erzählungen in den Gestis Romanorum zum Theil morgenländische Quellen zu Grunde liegen, oder doch orientalische Erzählungen, die vermittelst der Kreuzzüge in das Abendland gelangt sind, ist unbestritten. Dass bei der in Rede stehenden Sage die Geschichte des Nebukadnezar dem Verfasser der Gesta vorgeschwebt hat, erscheint um so eher möglich, als die Aehnlichkeit schon in früherer Zeit aufgefallen sein muss,

da, wie wir gesehen haben, einer der älteren Bearbeiter dem Helden jenen Namen gegeben hat.

Keller (Dyocletians Leben von Hans von Bühel. Einleit. S. 49 und Li Romans des sept sages Einl. p. clvj) stellt die Erzählung von dem Könige im Bade auch zusammen mit dem morgenländischen Märchen vom Scheich Sohahabeddin; doch ist auch hier die Uebereinstimmung nur eine entfernte. Sie beschränkt sich darauf, dass der Sultan von Egypten das, was im Koran über Muhammeds Reise durch die sieben Himmel und dessen achtzigtausend Unterredungen mit Gott berichtet wird, nicht für wahr hält, und dass eine Badewanne in dem Märchen eine Rolle spielt, in welcher der Sultan sitzt, während der Scheich ihn mindestens sieben Jahre umherführt. Eine wesentliche Verschiedenheit zwischen beiden Erzählungen besteht insbesondere darin, dass es nicht der Sultan, sondern der Scheich ist, den die Strafe trifft. Einen gleichen Zweck wie das vorliegende Gedicht verfolgt auch die 94ste Erzählung in Boners Edelstein: Von einem der konde das schwarze Buch (Ausgabe von Benecke S. 315 bis 319), nur wird hier der, dessen Hochmuth gestraft werden soll, erst mit königlichen Ehren bekleidet, als er sich nicht bewährt, aber deren wieder beraubt und in den früheren niedrigen Stand zurückversetzt.

Ritter Morgeners Wallfahrt.

Titel: Des Edlen Ritter Morge | ners Walfart in sāt tho | mas land. In gesang Weisse: — Titelholzschnitt. Schlussschrift: Gedruckt zu Erffort In sant | Pauls pfar zu dem weissē lilgen | berge. Anno dni M.CCCCXCVij. — 6 Blätter in 4to. Ohne Seiten- oder Blattzahlen, Signaturen und Custoden. — Gedicht in 41 siebenzeiligen Gesätzen (Strophen). Inhalt. Als der edle Morgener sich einst des Nachts an der Seite seiner Gattin befand „und der spielenden Freude mit ihr pflog“, eröffnete er ihr: dass er eine Wallfahrt in St. Thomasland gelobt habe, die er, um sein Gelübde zu lösen, nun antreten wolle; er bat sie zugleich, sieben Jahre seiner zu harren. Auf die Frage seiner Gattin:

wem er die Obhut über seine Güter und sie selbst anvertrauen wolle, antwortete er: dass er Dienstmänner genug habe, die für beides Sorge tragen und in gleicher Treue ihr zugethan sein würden wie ihm selbst. So nahm er Abschied von ihr mit dem Wunsche, dass Gott und St. Thomas sie in ihren Schutz nehmen möchten. — Er forderte nun seinen Kämmerer auf: die Obhut über seine Gattin zu übernehmen, ihm reichen Lohn dafür verheissend. Der Kämmerer aber rieth ihm heimzubleiben, denn die Frauen hätten wenig Beständigkeit und er könne die Obhut über die seine nicht länger als sieben Tage*) übernehmen. Morgener war über diese Antwort sehr bekümmert, traf aber gerade den jungen Herrn von Neifen*) und trug diesem dieselbe Bitte vor, der ihm dann auch ohne Zögern versprach: dass er den Schutz über seine Gattin übernehmen wolle, wenn auch die Abwesenheit dreissig Jahre dauern sollte. — Der edle Morgener, so seiner Sorge frei, zog dann in St. Thomasland, bestand dort manches Abenteuer und blieb sieben Jahre von der Heimath fern. — Neifen suchte seinem Versprechen dadurch nachzukommen, dass er durch stete Feste und Ergötzlichkeiten für die Zerstreuung seiner Pflegebefohlenen sorgte. Lange geschah dies in allen Ehren, aber endlich begann beiden die Zeit lang zu werden und am dritten Tage nach Ablauf der sieben Jahre verlobten sie sich mit einander. — Dem Morgener ward dies durch einen Traum kund. Denn als er unter einem Baum liegend schlummerte, erschien ihm ein Engel, der ihm zurief: dass wenn er nicht noch an demselben Tage in der Heimath eintreffe, Neifen seine Gattin heimführen werde. Morgener in der grössten Verzweiflung, bittet den heiligen Thomas um Hülfe, verfällt dann in einen tiefen Schlaf und findet sich beim Erwachen, ohne selbst zu wissen, was mit ihm geschehen, vor seiner Mühle sitzend. Als er sich bei dem Müller erkundigt, was es Neues auf der Burg gebe, erzählt ihm dieser, der ihn nicht erkennt, ihn vielmehr für einen Bettler hält, dass die Gattin des in fernem Lande verstorbenen

---

*) Im Druck steht zwar sieben Jahr, aber der entsprechende Reim: sag, und der Zusammenhang ergeben, dass es heissen muss: sieben Tag, wie auch wirklich die Worte in andern Ausgaben lauten.

**) Im Drucke steht durch einen Fehler: Eyffe.

Burgherrn sich heute mit dem jungen Herrn von Neifen vermählen werde. Der Ritter begiebt sich hierauf zum Burgthor und fordert den Thorwart auf, der Burgfrau zu melden, dass ein armer Pilger sie um St. Thomas willen und dem edlen Morgener zu Ehren um eine Gabe bitten lasse. Die Herrin befiehlt denselben einzulassen und um das Seelenheil des Morgener willen ein ganzes Jahr hindurch zu verpflegen. Der Ritter, der in seiner Burg von Niemand mit Ehren empfangen wird, setzt sich traurig auf eine Bank, schaut tiefbetrübt die Hochzeitsfeierlichkeiten an, und bittet Gott, ihm ein Mittel darzubieten, durch das er zu seiner Gattin gelangen könne. Schon waren die Neuvermählten im Begriff, sich in das Brautgemach zu begeben, da erinnert einer der Dienstmannen daran, wie der Burgherr stets darauf gehalten habe, dass Jeder, der in der Burg Aufnahme finde, ein Lied vortrage. Der Pilger, vom Bräutigam aufgefordert, diesem Herkommen zu genügen, hebt nun an: er habe sich zwar vorgesetzt zu schweigen, sehe sich nun aber genöthigt zu sprechen; in sein Unglück sei er durch schöne Frauen gerathen; die, welche er einst die Seine genannt, wolle ihm jetzt, da er alt geworden und sein Haar ergraut sei, einen Jüngeren vorziehn; wo er sonst als Herr geboten, werde er jetzt als Knecht gehalten. — Die Herrin, die das Vernommene tief ergriffen und betrübt gemacht, lässt dem Pilger einen goldenen Becher voll Wein reichen. Dieser aber zieht seinen Ring vom Finger, wirft ihn schnell in den geleerten Becher und ersucht den Mundschenk, solchen der Burgfrau zurück zu bringen. Als diese den Ring erblickt, ruft sie schnell: mein Herr, der Morgener ist hier. Eilig steht sie auf und kniet vor dem Bettler: „Seid willkommen theurer Herr,“ spricht sie, „wo seid ihr so lange gewesen? möge es euch wohl ergehen; ich übergebe mich eurer Gnade; doch braucht ihr nicht traurig zu sein, denn noch ist meine eheliche Treue unverletzt; die habe ich, Gott sei Dank, mir erhalten. Hätte ich mein eheliches Gelübde gebrochen, so solltet ihr mich einmauern lassen.“ Der Herr von Neifen ward, als er dies vernahm, tief betrübt. Er ging zum Morgener, bekannte, dass er das diesem gegebene Wort gebrochen und bot sein Leben zur Sühne. Der Morgener aber verzieh ihm und gab ihm seine Tochter zur Gattin. —

Das Gedicht schliesst:

Der Red ward der von Neifen froh
Und nahm die Tochter gern zur Hand,
Der Morgener thät auch also,
Da er seine Frau in Ehren fand.
Mutter und Tochter waren zart,
Und die Herren Hochgeboren,
Das ist des Morgeners Wallfahrt.

Die vorstehende Erzählung gehört zu den sinnvollsten und anmuthigsten Erzeugnissen der deutschen Literatur des späteren Mittelalters. Ihre Entstehung verdankt sie wohl dem Schluss des 13. oder der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts, wenigstens ist sie in der Mitte des letzeren schon allgemein bekannt gewesen — eine Handschrift derselben trägt die Jahrzahl 1359 (Weckherlin Beiträge S. 75) — im 15. Jahrhundert wurde das Lied vielfach umhergesungen (Mich. Beheim in Mones Anzeiger 1839 Spalte 561; Seb. Brandts Narrenschrift. Basel 1509 p. XCIII. Ausg. von Strobel S. 204. 10) *). Aus dem Umstande, dass zwei Strophen desselben (Nr. 30 und 31) im Wesentlichen einem Gedichte Walthers von der Vogelweide (Nr. 63 der Manesischen Sammlung. v. d. Hagen Minnesäng. I. S. 252 und III. 613, Lachmann Walther S. XI. u. 72) entnommen sind, würde zu folgern sein: dass das Lied vom Moringer jünger sein müsse, als die Lebensperiode Walthers (c. 1200), aber es ist von Grimm (Deutsche Sagen II. 255) die Ansicht aufgestellt, dass jene Verse mit Unrecht dem Walther beigelegt würden. Dass die Entstehungszeit des Liedes jedoch wirklich erheblich später falle wie Walther, werden die weiter unten näher zu erwähnenden geschichtlichen Beziehungen des Inhalts darthun, auch hat Bartsch (Herzog Ernst Wien 1869 S. CX. sqq.) aus der metrischen Form, der Handhabung des Verses und den Reimen nachzuweisen gesucht, dass die Entstehungszeit des Liedes in den Anfang des 14. Jahrhunderts, vielleicht das Jahr 1300 gesetzt werden müsse. Er bemerkt zugleich (l. c. S. CXV.), dass dasselbe durch seine Sprache auf Oberdeutschland, namentlich auf Schwaben weise.

*) Der narr die suw bei oren hat, Schüt sie, das jr die suwglock klyng Und sie den moringer jm syng. Uhland (Schriften IV. S. 293) macht hierzu die Bemerkung: dass im Schweizer und schwäbischen Dialekt Moor, Moore oder Mohr Schweinsmutter bedeute.

Wie beliebt das Gedicht gewesen, beweist die grosse Zahl von Ausgaben desselben. Abgesehen von der hier vorliegenden ist es gedruckt: Bamberg von meister Hansen (Sporer) 1493. 4. Panzer d. Annal I. S. 208 nr. 367). — Erfurt in sant Pauls Pfar zu dem weissen lilgen berge. 1500. 4. (Wiederabdruck der vorliegenden Ausgabe mit gleicher Ausstattung). — Nürnberg. Adam Dyon o. J. (c. 1510). 8. — Nürnberg Jobst Gutknecht o. J. (c. 1515). 8. — O. O. u. J. (c. 1570). 8. — S. l. (Basel J. Schröter) 1605 unter dem Titel: Zwey schöne neue Lieder. Das Erste von dem edlen Moringer. Im Thon wie man den Grafen von Rom oder den Betzenawer*) singt, das ander Ein kurtzweilig Lied, Hertzelein mein schätzelein. In seiner eygenen Melodei. — In neuerer Zeit ist das Lied vom Morgener abgedruckt zweimal im Bragur, und zwar Thl. III S. 402—415 aus der handschriftlichen, 1533 verfassten Chronik des Nicol. Thomann, dann Thl. VIII. S. 200—210 nach dem Bamberger Druck von 1492, welcher genau mit dem Erfurter übereinstimmt, demnächst in der Sammlung deutscher Volkslieder von Büsching und v. d. Hagen S. 102—115: in etwas modernisirter Sprache in den Volksliedern der Deutschen von Erlach II. S. 25—33; am Besten in Uhlands hoch- und niederdeutschen Volksliedern nr. 298 (Anmerkungen dazu mit genauer Angabe der Varianten sämmtlicher Ausgaben in dess. Schriften zur Gesch. der Dichtung und Sage IV. S. 286—297); endlich in Gödeckes Deutscher Dichtung im Mittelalter S. 577 sqq. und auszugsweise in Bartsch Herzog Ernst S. CXIV.

Fast noch zahlreicher sind die Umdichtungen dieses Stoffes in Versen und in Prosa, die vom 15. Jahrhundert bis auf die neueste Zeit reichen, von denen hier nur die in der, in der Mitte des 16. Jahrhunderts verfassten Zimmernschen Chronik (herausgegeben von Barack Stuttg. 1869. Thl. I. S. 286—291), in Grimms Deutsch.

*) Vergl. das Lied von dem Betzenhawer im Bayerland, wie es ihm zu Koffsteyn ergangen in Wolf Histor. Volkslied d. Deutsch. S. 660—665 (andere Ausgaben bei Weller Annal. I. S. 3). Von dem die Ueberschrift: Der Graf von Rom tragenden Liede führen Weller l. c. S. 199. 200 acht, Uhland Volkslieder II. 1033 und Schriften IV. 297 neun Ausgaben auf; gewissermassen sind hierhin aber auch die zu rechnen, welche den Titel führen: Von dem Grafen in dem Pfluge, da der wesentliche Inhalt der nämliche ist und nur die Namen und Oertlichkeiten verändert sind. Vergl. Uhland Schriften IV. S. 299—309.

Sagen II. 255, in L. Bechsteins deutschen Sagenbuch S. 778—779, in Schöppners Bairischen Sagen 385. 493, sowie die von Gustav Schwab (Möringer, Schwäbische Sage in vier Romanzen in dessen Gedichten II. 27) und von K. W. Justi (Graf von Marstetten in dessen Gedichten S. 207) erwähnt werden mögen. Einige andere ausführlicher zu besprechen, wird sich weiter unten Gelegenheit darbieten.

Die oben aufgeführten Ausgaben enthalten gewissermassen zwei Recensionen, bei deren einer der Titel lautet: Das Lied von dem edlen Moringer, während die andere die Ueberschrift führt: Des edlen Ritters Morgener Wallfahrt in St. Thomasland, jene von 40, diese von 41 Strophen. 39 der letzteren stimmen, abgesehen von unbedeutenden sprachlichen Abweichungen, von der Verschiedenheit des Namens des Ritters, sowie dem des jüngeren Mannes, dem jener die Obhut über seine Gattin anvertraut, der dort von Nyffen oder von Neifen, hier von Eyffen*) heisst, und dass dort der Kämmerer nur für sieben Tage, hier für sieben Jahre die Obhut über die Gattin des Ritters übernehmen will, vollkommen überein. Eine Strophe der ersten Recension, die 26ste, ist in der zweiten ausgefallen, während zwei von der letzteren (Nr. 27 und 41) in der ersteren fehlen**). So wenig hiernach auch die Identität beider Recensionen im Wesentlichen zweifelhaft sein kann, so hat jene Verschiedenheit in der Ueberschrift doch zuweilen zu der Annahme Veranlassung gegeben, dass man es mit zwei ganz verschiedenen Dichtungen zu thun habe; selbst Gervinus (Gesch. d. poetisch. Nation. Liter. d. Deutsch. Th. II. S. 98) ist es so gegangen, und der Heraus-

*) Diese Verstümmelung kann um so weniger auffallen, als auch der doch unzweifelhaft dem Geschlecht von Neiffen oder Nifen angehörende bekannte Minnesänger, Gottfried von Neifen, zuweilen Eyfen oder Yfen genannt sich findet (v. d. Hagen Minnesänger IV. S. 81—754. Graf Diutiska III. 106). Da das vorhergehende Wort: von, mit einem n abschliesst, so konnte ein Abschreiber es leicht übersehen, dass dieser Buchstabe beim Anfang des folgenden Wortes zu wiederholen sei.

**) Uhland (l. c. S. 286) nimmt drei Recensionen an, von denen zwei aber im Ganzen zusammen stimmten, während die dritte (es ist die, welche wir als die zweite bezeichnet haben) eine Nachbesserung sei, die das Sylbenmass zu regeln, auch sonst zu verdeutlichen und zu ergänzen suche, deshalb vier (entbehrliche) Strophen einfüge, wogegen drei des Textes ausgefallen wären.

geber des Bragur hat sogar, als er im 8ten Bande die Wallfahrt des Ritter Morgener abdrucken liess, übersehen, dass dasselbe Gedicht schon im dritten Bande dieser Zeitschrift als Lied: Von dem edlen Moringer mitgetheilt sei.

Dass der letztere Name, sowie der: Neifen die richtigen sind, kann keinem Zweifel unterliegen. Eben so gewiss scheint es aber, dass die in dem Gedichte vorkommenden Personen historisch sind.

Die bereits erwähnte Zimmernsche Chronik erzählt nämlich (Th. I. S. 386, vergl. Uhland in Pfeiffers Germania IV. S. 93): „Der älteste Landfarer, den wir in unsern hohen deutschen Lande gehapt, darvon wir noch wissens, das ist der edel Moringer gewesen. Denselben wollen etlich, er seie ein Meichsner oder ein Sax gewesen, gleichwoll auch einer vor jahren mag gelept, so der Moringer hat geheissen; soll zu Leipzig gesessen und in grossem thon gewesen sein, wie man fürgibt. Aber dieser unser Moringer ist ein Schwab gewesen und ain mechtiger landsherr; er hat sein heimwesen zu Munderkingen an der Tonaw, auch uf und umb den bussen gehapt; gleichwol man sein geschlecht aigentlichen nit waist, aber vermutlichen so ist er ein Graf des herkommens von Hapspurg, oder hat vast ein gleichfermigs Wappen gehapt. So hat er auch sonst ein ander namen, dann der nam Moringer ist sein zunam gewest, wie die alten in prauch gehapt. Man sagt, er hab den Namen vom stetlin Meringen bekommen*), alldo sei er geporen worden, welches von alter nit Möringen geheissen, sondern Moringen. Das bezeucht des stedtleins wappen und sigel, dass sie von unverdechtlichen jaren her-

*) Diese Erklärung des Namens erscheint natürlicher wie die, welche Bartsch l. c. vorschlägt: Moringer, Möringer, Morgener, eigentlich vielleicht meringer d. h. marinaro, Seefahrer. — Auch Grimm und Bechstein leiten offenbar den Namen von der Stadt her, wenn jener seine Erzählung beginnt: Zu Mörungen an der Donau lebte vor Zeiten ein Ritter u. s. w. und der letzere von dem Helden des Gedichts sagt, dass er zu Möringen an der Donau gesessen gewesen sei. Ebenso bringt Mone (Baden. Arch. I. 66) den Namen Moringer mit dem Orte Moringen an der Donau in Verbindung. Koch leitet, wie weiter unten angeführt werden wird, den Namen Mohringer von dem Mohrenlande, in welchem der Träger desselben eine Zeit lang verweilt, her.

gebracht mit dem morenkopf. Nun dieser Moringer, er habe gleich gehaissen oder sei eines geschlechts gewest, wie er wolle, so ist er doch in ehren und zeitlichen guetern der vile gesessen, und den es in allweg, nach der Welt lauf zu rechnen, glücklichen und wol ergangen. Hat ein Weib gehapt eines fürnemen geschlechts, und von deren schöne und frombheit vil wurt in liedern gesungen." Die Chronik erzählt nun den Hergang fast genau übereinstimmend mit dem Liede, nur mit einigen Ausschmückungen*) und fährt dann fort: „Wie lang aber bemelter Moringer nach dieser Geschicht noch gelebt und wann er gestorben, das ist lange halb der Zeit, auch usser unfleiss unserer eltern in vergess kommen. Aber bei wenig jaren ist sein, des Moringers, rennfan, den er in Kriegshandlungen gewonn was zu fueren, noch vorhanden gewest; den hat ain alte edle Fraw, genannt Veronica Spettin zu Freiburg im Preisgaw bei handen gehapt, mit dem wappen, wiewol die farben verplichen und schier gar abgangen gewesen. Ueber vil jar hernach sein die edlen grafen von Neufen, des römischen reichs jegermeister, um ire gueter kommen und zu letzst abgangen, wie dann uf erden nichts bestendigs."

Der oben erwähnte Nicol. Thomann, Capellan zu St. Leonhard in Weissenhorn, einem in dem jetzt bairischen Theile von Schwaben unfern Ulm belegenen Städtchen, sagt bei Mittheilung unseres Liedes: dass dasselbe zu Buch, einem in der Nähe liegenden Dorfe, vor Jahren gesungen sei, und erwähnt dann einen auf Albert von Neiffen, Grafen von Marstetten, bezüglichen Grab-

*) Nach der Chronik hat der Graf von Neiffen, wie er hier heisst, die Nachricht von dem Tode des Moringer verbreitet, um dessen Gemahlin dahin zu bringen, sich mit ihm zu vermählen. Das Schloss zum Bussen, dem berühmten Berge bei Riedlingen, wird als der Ort genannt, wo die Hochzeitsfeier begangen wird. — Die Verse, welche die Chronik den Moringer singen lässt, weichen auch nicht unbedeutend von denen in den erwähnten beiden Recensionen des Gedichts ab. Sie lauten in der Chronik: In angst und not die schöne fraw — Hat mich gebracht der Welt zur schaw. — Ir trew an mir vergessen ward — das sie mein nit gewartet hat — Hie fernd ain her, iz bin ain knecht — mir wurd ain alte schüssel recht. — In dem Abdruck bei Uhland (Volkslied. II. 787), dem correktesten von allen, lautet diese Strophe: Was ich schaff so bin ich alt. — Davon so jenget sie nit vil — dass mir mein Bart ist graw gestalt — das sie ein junger haben wil — vor waz ich herr, iez bin ich knecht — das ist mir auf dieser hochzeit — eine alte schüssel worden recht.

stein in der Kirche zu Weissenhorn vom Jahre 1306, sowie ein altes Calendarium, nach welchem am 20. Februar 1349 Berchtold von Neiffen, am 4. Mai eine Frau von Neiffen, Gräfin von Marstetten, welche man genannt hat die Möringerin, am 24. Februar eine Elisabeth von Neifen verstorben wären; ob die beiden letzteren auch im Jahre 1349, sei nicht genau ersichtlich.

Die Zusammengehörigkeit der Namen Neifen-Marstetten und Moringer liegt hiernach am Tage. Ist jedoch die hier erwähnte Frau von Neifen, Gräfin von Marstetten, genannt die Möringerin, die im Gedichte vorkommende mit dem jungen von Neifen vermählte Tochter des edlen Moringers, so kann ihr Tod nicht in das Jahr 1349 fallen und der im letzeren Jahre verstorbene Berchtold von Neifen nicht ihr Gatte sein, denn es steht urkundlich fest, dass Marstetten schon etwa ein Jahrhundert früher an die Familie Neifen gelangt ist. — Dieses alte — es kommt von der Mitte des 10. Jahrhunderts an vor — Geschlecht in Oberschwaben, das besonders im Zabergau begütert war und zu den treuesten Anhängern der Hohenstaufen gehörte, ist besonders bekannt durch Gottfried von Neifen, einen der reichsten Dichter der besten Zeit des Minnegesanges. Ein anderer Gottfried von Neifen war rector ecclesiae zu Weissenhorn und stiftete dort zwei Altäre. Schwab (Die Neckarseite der schwäbischen Alp. Stuttgart 1823 S. 128) sagt: Am Schlusse des 13. Jahrhunderts kamen die Herren von Neufen auch zur Grafschaft Marstetten und Graisbach (in Oberschwaben). Ein beträchtlicher Theil lag im Zabergäu. Aber schon bald nach der Mitte des 13. Jahrhunderts begannen die Verpfändungen und Verkäufe ihrer Besitzungen an Klöster und weltliche Herren. Bald dauerte das Geschlecht nur noch in der Graisbach-Marstettischen Linie, und auch so nur bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts fort.“ (Vergl. auch Cless Versuch einer kirchlich-politischen Landes- und Cultur-Geschichte von Würtemberg Th. II. Abth. 1. S. 131 spp.) Stälin, der in seiner Würtembergischen Geschichte Th. II. S. 571—586 dieser Familie eine sehr gründliche Untersuchung gewidmet hat, sagt (l. c. S. 575): „Berthold III., Herr von Neifen, Stammvater einer besonderen Linie dieses Hauses, erscheint im Jahre 1241 am frühesten in Urkunden; er heirathete die Erbtochter Jutta, Tochter Gotfrieds Grafen von Marstetten, und damit die Würde und den Namen eines Grafen von Marstetten, welche seinen Nachkommen, die

im Jahre 1326 auch die Grafschaft Graisbach (links der Donau unterhalb Donauwörth) erhalten, verblieben. Er befand sich nebst Albert dem Jüngeren von Neifen unter den Deutschen, welche im Spätjahr 1267 den unglücklichen Conradin, wenigstens bis Verona, begleiteten. Die Erwerbung der Grafschaft Marstetten durch Berthold von Neifen gab Stoff zu folgender sagenhaften Erzählung: „Der edle Moringer (diesen Namen setzt die Dichtung an die Stelle des Grafen von Marstetten), sieben Jahre auf einer Wallfahrt nach Indien abwesend, wurde für todt gehalten und seine Gemahlin wollte zu einer zweiten Ehe mit einem Herrn von Neifen schreiten. Der Hochzeitstag erschien, als der edle Moringer am Morgen dieses Tages in Pilgertracht in die Heimath zurückkam, unerkannt in das Schloss gelangte und seiner Gemahlin durch seinen Ehering, welchen er in den Trinkbecher warf, sich zu erkennen gab. Mit dieser wieder vereint, gab er dem Herrn von Neifen zur Entschädigung die Hand seiner Erbtochter."

Die Urkunde, auf welche Stälin Bezug nimmt, ist vom 5. Februar 1259. In derselben verzichtet die erlauchte Frau Jutta, die Tochter des seligen Grafen Gottfried von Marstetten in die Hand ihres Gatten, des edlen Mannes, des Herrn Berthold von Nifen, auf die Rechte, die ihr von erbschaftswegen auf das neue Schloss St. Peter (Petersberg) im Oberinnthal zustehen (Hormayr Beitr. 2. 147—9. Dessen Hohenschwangau 75. Lang Regesta Boic. 3. 126). — Gottfried von Marstetten erscheint zuerst in einer Urkunde vom 11. April 1195 (Stälin l. c. S. 575 Anm. 2) gemeinschaftlich mit seiner Gemahlin Berchta, dann in einer 1236, endlich in einer von 1239. Sein Todestag war der 23. November (Octob. Vergl. Nekrolog bei Hess Monum. Guelf. 292, cf. auch Egymann Gesch. des Illerthales S. 304 sqq.)*)

*) Etwas abweichend hiervon sind die Angaben Kochs (Die Ritterburgen und Bergschlösser des Königreichs Würtemberg. Canst. 1828 Bdch. III. S. 16—17). Derselbe sagt: »Der erste bekannte Besitzer der Grafschaft Marstetten und Buoch war Heinrich von Weissenhorn, Graf zu Marstetten, des Reichs Jägermeister und Landvogt in Oberschwaben. Von dessen Neffen, Graf Rudolf von Weissenhorn, der 1080 lebte, stammt Möringer, Graf von Marstetten und Buoch, ab. Dieser wallfahrte nach Ostindien und blieb sieben Jahre aus. Seine Gemahlin, die ihn für todt hielt, entschloss sich, einen jungen Grafen von Neuffen zu heirathen. Der ge-

Gegen Stälins Ausführung lässt sich einwenden, dass es nicht erst die sagenhafte Erzählung gewesen, welche dem Grafen Gottfried von Marstetten den Namen Moringer gegeben hat, dass er solchen vielmehr nach Ausweis des Weissenhorner Calendariums wirklich geführt haben muss, dass dies vielmehr sein eigentlicher Geschlechtsname gewesen sein mag, welchem der eines Grafen von Marstetten ebenso beigefügt wurde, wie es demnächst bei seinen Besitznachfolgern aus der Familie Neifen geschah. Sodann ist schwer abzusehen, wie lediglich der Umstand, dass Berthold von Neifen durch die Vermählung mit der gräflich Marstettischen Erbtochter in den Besitz von Marstetten gelangt ist, die Veranlassung zu der sagenhaften Erzählung von dem edlen Moringer gegeben haben kann. Es muss hier wohl jedenfalls noch ein anderer Umstand hinzugetreten sein. — Auch die erwähnte Urkunde erregt einiges Bedenken. Man möchte aus ihr schliessen, dass Jutta die Burg St. Petersberg von ihrem Vater geerbt habe. Aus einer Urkunde vom 5. Mai 1255 ergiebt sich aber, dass diese Burg sich damals und nachdem Konrad von Schwangau seine Rechte auf dieselbe aufgegeben, im Besitze der Grafen Eberhard und Konrad von Kirchberg befunden habe (Hormayr Werke 2. LXXXIV. Stälin l. c. S. 411). — Graf Gottfried von Marstetten war jedoch lange vorher gestorben, denn schon in einer Urkunde von 1241 (Mone Anzeiger 1835. 136. Stälin l. c. S. 584) erscheint Berthold als Graf von Marstetten; er wird aber diesen Namen doch jedenfalls erst nach dem Tode seines Schwiegervaters angenommen haben.

---

wünschte Hochzeitstag war schon erschienen, als Möhringer — von seiner Reise zu den Mohren also genannt — an diesem Tage früh in der Mühle zu Buoch, als ein Pilger gekleidet, ganz unbekannt ankam. Als unbekannt drang er in das Schloss und gab sich seiner Gemahlin durch seinen in den Trinkbecher geworfenen Ehering zu erkennen. Den Berthold von Neuffen hielt er mit seiner einzigen Erbtochter, Elisabeth, schadlos, die er ihm 1154 auch sogleich antraute und ihm Marstetten und Weissenhorn sammt seinem Stammwappen, den drei Hüfthörnern im rothen Felde, überliess. Seine Nachkommen behielten die Grafschaft Marstetten bis auf Berthold VII., Grafen von Marstetten, Graispach und Truhedingen, der mit einer Markgrävin von Burgau keine Kinder zeugte und 1349 starb." — Da Koch keine Quellen anführt, so wird auf seine Angaben kein grosses Gewicht gelegt werden können.

Wie dem aber auch sein mag, so viel kann man immer als geschichtlich feststehend annehmen, dass der edle Moringer des Gedichts kein anderer als Gottfried Graf von Marstetten, der in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt hat († zwischen 1239 und 1241), seine Gattin: Bertha; der junge von Nifen aber Berthold III. Herr von Neifen und die ihm vermählte Tochter jener beiden: Jutta Gräfin von Marstetten gewesen sind. Die Söhne dieser letzteren waren der, nach Ausweis seines Grabsteins in der Kirche von Weissenhorn, 1306 verstorbene Albert I. von Neifen, Graf von Marstetten, und Berthold IV., ihr Enkel aber der Berthold V., mit welchem am 20. Februar 1349 das Geschlecht Neifen ausstarb.

Der Ort Mohringen oder Moringen, dem der edle Möringer wohl seinen Namen verdanken wird, liegt im würtembergischen Schwaben oberhalb Tuttlingen; unfern davon im Schwarzwaldkreise die Stadt Neiffen, am Fusse des Berges, der das alte Schloss Hohenneifen trug; Marstetten war eine Burg an der Iller (Oberamt Leutkirch), die noch jetzt durch ihre umfangreichen Trümmer ihre ehemalige Grösse bekundet (Stälin l. c. S. 575 Anm. 2).

Eines eigenthümlichen Zusammentreffens muss hier noch gedacht werden.

Mit dem bereits mehrfach erwähnten Minnesänger Gottfried von Neifen — der ein Zeitgenosse des vorbesprochenen Moringers, denn er kommt von 1234—1255 urkundlich vor (Stälin l. c. S. 765) und Geschwisterkind mit dessen Schwiegersohn Berthold war, lebte gleichzeitig auch ein Minnesänger, welcher den Namen Möringer führte — so wird er wenigstens in einem handschriftlichen Loosbuch aus dem 15. Jahrhundert in der Königlichen Bibliothek zu München (Massmann in W. Grimm Deutsche Heldensage; v. d. Hagen Minnesänger IV. S. 887) genannt, während der Name in der Manessischen Handschrift, die 34 Gedichte von ihm enthält, Heinrich von Morungen, und in der Berner Handschrift von Minneliedern, in der sich zwei Lieder von ihm finden: der Morunk, lautet. Hugo von Trimberg nennt sogar im Renner beide Dichter — Gottfried von Neifen und Heinrich von Morungen — zusammen. Schon Docen (Miscellaneen I. 187) hat die beiden Namen Möringer und von Morungen als identisch angesehen.

v. d. Hagen (Minnesänger IV. S. 123) ist zwar halb und halb geneigt, Heinrich von Morungen für einen Niederdeutschen zu halten und mit dem Orte Morungen bei Göttingen in Verbindung zu setzen, er gesteht jedoch selbst (p. 122), wie nichts dafür spreche, dass ein edles Geschlecht von diesem Orte seinen Namen getragen habe.

Auch die Verfasser der Zimmernschen Chronik, obwohl sie die Identität des Moringer der Sage, mit dem Sachsen oder Meissener Moringer, der zu Leipzig gewohnt, in Abrede stellen, müssen doch jenen für einen und denselben mit dem Minnesänger Heinrich von Morungen, dessen Gedichte sie aus einer ihnen vorliegenden Liedersammlung kannten (Zimm. Chr. II. 239), gehalten haben. Denn wenn sie der vornehmen Herkunft und der in Liedern vielbesungenen Schönheit der Gattin des Moringers gedenken, so können sie, da ihre sonstige Quelle, das Moringerlied, nichts davon besagt, dies nur aus den Liedern Heinrichs von Morungen entnommen haben, die gleich vornherein voll Lobes einer hohen Frau sind (Uhland l. c. S. 96). — Auch die Nachricht über das Wappen des Moringers in der Zimmernschen Chronik ist wohl von dem Minnesänger entnommen, der in der Weingartner Handschrift (Ausgabe von Pfeiffer und Fellner S. 89), gleich dem Städtlein Möringen, einen Mohrenkopf im Wappen führt. Auch Jac. Grimm hat zuerst (Meistergesang S. 184) unser Lied auf die Minnesänger von Morungen und von Nifen bezogen, weil sich in jenem Stellen finden, welche Anklänge an die Gedichte Morungens enthielten, er hat aber später stillschweigend selbst seine Ansicht wieder geändert, da er (Deutsche Grammatik I. 455) Heinrich von Morungen für einen Niederdeutschen erklärt. (Vergl. über diesen auch Wackernagel Lesebuch I. XIV. Koberstein Grundr. 4te Ausg. S. 256. 257. K. Bartsch Deutsche Liederdichter des 12—14. Jahrhunderts. Leipz. 1864 S. XXXII). — Dass der Moringer der Sage und der Minnesänger nicht identisch sind, lässt sich noch weniger daraus folgern, dass die Gedichte des letzteren ihrer Sprache nach auf Niedersachsen weisen, der erstere aber unzweifelhaft dem Schwabenlande angehört, denn jener Umstand könnte möglicher Weise mehr auf Rechnung der Abschreiber wie des Dichters zu setzen sein, wie dass der Vorname ein verschiedener ist, Gottfried bei dem Träger der Sage, Heinrich bei dem Minnesänger.

Viel zweifelhafter wie die Frage: ob wir es in dem Liede vom edlen Moringer mit historischen Personen zu thun haben, ist die: ob demselben eine wirkliche Begebenheit zu Grunde liege, oder ob man das Erzählte lediglich als eine Schöpfung der Einbildungskraft anzusehen habe. — Es scheint zwar, dass, wenn man von dem Wunder, durch das die Rückkehr bewerkstelligt wurde, absieht, kein wesentliches Bedenken der Annahme entgegenstehe, dass die Geschichte sich etwa so verlaufen habe, wie sie im Gedicht erzählt wird, so dass also ein Graf von Marstetten, der, weil er auf einer Wallfahrt länger als er beabsichtigt hatte, von seiner Heimath ausgeblieben, für todt gehalten wurde, gerade noch zu rechter Zeit zurückgekehrt sei, um die Vermählung seiner Gattin mit einem Andern zu verhindern, dass er unerkannt sein Schloss betreten, sich aber seiner Gattin durch seinen Trauring zu erkennen gegeben und der Bräutigam nun statt der Mutter die Tochter geheirathet habe. — Aber, wenn auch — was nicht gerade in Abrede gestellt werden soll — irgend eine wirkliche Begebenheit zur Entstehung des Gedichts Veranlassung gegeben haben mag, so ist jene doch gewiss nicht gerade so verlaufen, wie sie in diesem erzählt wird, denn ganz dasselbe Ereigniss wird auch von vielen Anderen berichtet; alle diese Erzählungen könnten mit gleichem Rechte darauf Anspruch machen, als auf wirklichen Thatsachen beruhend angesehen zu werden; es ist aber völlig undenkbar, dass diese doch nicht gerade alltägliche Begebenheit sich in fast völlig gleicher Weise mehrfach wiederholt habe. Es ist dies um so weniger glaublich, als diese Erzählungen, wenn auch nicht alle, doch zum grösseren Theile, in Schwaben, und zwar in der Nähe des Bodensees ihren Schauplatz haben.

Allerdings gilt das Letztere nicht von der ältesten bekannten Aufzeichnung der Erzählung, die sich in dem 1222 vollendeten Dialogus miraculorum des Cäsarius von Heisterbach (Dist. VIII. cap. 59. Th. II. S. 131 der Ausgabe von Strange. Cöln 1851) befindet. Hier wird erzählt: „In dem Dorfe Holenbach“ (Helpach. Zingerle in der Zeitschr. f. deutsche Mythologie IV. 39) habe ein Ritter mit Namen Gerhard gewohnt, dessen Enkel noch am Leben wären, wie sich denn im Dorfe kaum ein Einwohner befinden werde, dem das zu erzählende Wunder nicht bekannt sei. Dieser Gerhard habe den heiligen Apostel Thomas so inbrünstig

verehrt, dass er nie einen Armen, der um dessen willen ihn ansprach, seine Hülfe versagt habe. Eines Tages wäre auch der Teufel, der den Ritter auf diese Weise von seinem Glauben abwendig machen wollte, vor dessen Wohnung erschienen und habe um St. Thomas willen um Obdach gebeten. Gerhard habe nicht nur ihm dies gewährt, sondern ihm auch, da er sich sehr erfroren gestellt, seinen eigenen kostbaren Pelzmantel geliehen, um sich vermittelst desselben zu erwärmen. Am nächsten Morgen war aber der Teufel sammt dem Mantel verschwunden. Die Gattin Gerhards hielt diesem nun vor: dass er schon unzählige Male so getäuscht sei, aber immer noch nicht von seinem Aberglauben zurückkomme; Gerhard antwortete derselben jedoch ruhig: der heilige Thomas werde schon den Schaden ersetzen. — Einige Zeit darauf beschloss Gerhard, eine Wallfahrt nach dem Grabe des Apostels Thomas zu unternehmen; beim Abschiede von seiner Gattin brach er einen goldenen Fingerreif in zwei Hälften, von denen er die eine ihr gab, die andere für sich behielt, wobei er sie bat: fünf Jahre seiner zu harren; sei er bei deren Ablauf noch nicht zurückgekehrt, so möge sie sich anderweit vermählen. — Als Gerhard nach langer Wanderung zur Stadt des Apostels Thomas gelangt war und in dessen Heiligthum betete, wobei er seine Gattin und alles sonstige Seine der Gnade desselben empfahl, da fiel ihm ein: dass gerade an demselben Tage die fünfjährige Frist ablaufe und seine Gattin sich nun mit einem andern vermählen werde. Als er kummervoll um sich blickte, sah er neben sich den mit dem ihm einst entwendeten Mantel bekleideten Teufel. Dieser fragte ihn: Gerhard, kennst du mich? Ich kenne dich nicht, antwortete dieser, wohl aber den Mantel. Darauf sagte der Teufel: Ich bin derjenige, der von dir im Namen des Apostels Thomas Gastfreundschaft forderte, dann aber deinen Mantel mitnahm, bin dafür aber hart genug gestraft worden. Ich bin der Teufel; mir ist als Strafe auferlegt: dass ich dich, weil heute deine Gattin einen Anderen heirathen will, noch vor der Zeit der Nachtruhe in deine Wohnung schaffe. Indem der Teufel nun den Ritter auf seinen Arm nahm, führte er denselben innerhalb des noch übrigen Theiles des Tages von Indien nach Deutschland, und setzte ihn, als eben die Dämmerung einbrach, in seinem Hofe unverletzt nieder. Gerhard trat, unkenntlich durch einen langen Bart, in sein Haus,

sah dort seine Gattin neben ihrem Verlobten sitzen, und warf, indem er dieselbe anblickte, den halben Fingerreif in einen Becher. Als die Frau dies sah, nahm sie jenen heraus, verband ihre Hälfte damit und erkannte so ihren Gatten. Schnell sprang sie auf, fiel demselben um den Hals und rief laut Allen zu, wer er sei. Der Verlobte ward zwar verabschiedet, doch war Gerhard edelmüthig genug, ihn die Nacht hindurch im Hause zu behalten."

Bartsch (Herz. Ernst S. CXIV.) sagt, nachdem er die vorstehende Erzählung besprochen: „Die Idee ist also dieselbe wie im Moringerliede; die Einzelnheiten weichen ab; es braucht nicht dieses aus jenem den Stoff gebildet zu haben. Der Stoff lag einem Zeitalter, wo durch die Kreuzzüge Ritter auf Jahre von ihren Frauen getrennt wurden, nahe genug." Ich möchte aber doch der Ansicht sein, dass die Erzählung von unmittelbarem Einfluss auf das etwa achtzig Jahre jüngere Gedicht gewesen ist, denn anders lässt sich der Umstand nicht gut erklären: dass es in beiden der Apostel Thomas ist, in dessen Land die Wallfahrt unternommen wird, die dem Gatten Veranlassung giebt, seine Gattin zu verlassen, und der dann auch für die rechtzeitige Wiederkehr des ersteren Sorge trägt. Hierzu kommen die sonstigen Uebereinstimmungen: die unerkannte Rückkehr in dem Augenblick, wo die Gattin zur Vermählung mit einem Andern schreiten will, die Wiedererkennung durch den Ring u. s. w. Wenn auch nicht gerade behauptet werden soll, dass der Verfasser des Moringerliedes die Schrift des Cäsarius von Heisterbach gekannt und benutzt habe, so konnte doch die Erzählung vom Ritter Gerhard von Holenbach, da dieselbe damals allgemein bekannt war, auch zur Kenntniss dessen gelangt sein, dem das Lied vom edlen Moringer seine Entstehung verdankt. Es ist sogar nicht unmöglich, dass eine gleiche besondere Verehrung des heiligen Thomas seitens des einen wie des andern, vielleicht auch eine ähnliche jahrelange Wallfahrt Veranlassung gegeben hat, das ursprünglich von Gerhard Erzählte auf den Moringer zu übertragen.

Oertlich näher, dem Inhalte nach aber ferner als die vorerwähnte, steht der Sage vom edlen Moringer die von Hans von Bodman, dem Besitzer des Schlosses Bodman am Bodensee, die

in dreifacher Ueberlieferung, in einer Handschrift des Bodmanschen Hausarchivs aus dem 17. Jahrhundert (Uhland, Zur schwäbischen Sagenkunde, 3. Bodman, Germania IV. S. 78), in Meiers Volksmärchen aus Schwaben. Stuttg. 1852. nr. 61 und in L. Reich die Insel Mainau u. s. w. Carlsruhe 1856 S. 228 fgg. überliefert ist. Die erstere lautet: „Zu diesem hat man auss uralten geschichten, dass der Herr von Bodma, sonsten der Landfarer genannt, sich von seiner frau gemahlin in entfernte Länder begeben, in meinung, die ganze welt durchzuraisen. In der abrais aber hat er seinen guldenen rüng von der hand genommen, solchen entzwai gebrochen und das eine stuck gedacht seiner fraw gemahl zu dem ende, dass, wan er nach langen jaren widerumben nacher Haus kommen möchte, es ain kenzaichen seiner person sein solle, gegeben; den andern halben tail aber hat er bei ime behalten. Als er nun lange jar ausgeblieben und auf dem wilden mör von denen wellen in aine insel geworfen worden, also das er nicht mer fort kommen können, sondern seines lebens verzweiflet hette, ist ein wildes mändle zu ime kommen, um seiner traurigkeit befraget, so er ime allen verlauf erzölet hat; worauf dieses mändle ime gesagt: es hette seine fraw sich widerumben mit einem andern verheiratet und morgigen tags werde sie hochzeit halten; wann er ime versprechen wolle, dass er in seiner herrschaft ewiglichen nicht mehr wider die nebel läuten lassen wolle, so wolle er ine von allen seinen schaden und nachtail auss diser gefar erheben und füeren, dass er morgen nach der malzeit seiner fraw gemahl beiwonen könde. Nachdem diser herr von Bodma ein soliches zugesagt und versprochen, als ist dises mändle mit ime zue Bodma den andern tag, als man bei dem hochzeitmal sich lustig eingefunden, ankommen. Herr von Bodma aber stellete sich als ein armer und begerte, ime ainen trunk zu raichen. Als er solichen erhalten, hat er ainen trunk aus disem geschürr getan, in den überigen wein aber wurfe er den halben tail des guldenen rings, so er mit sich zue ainen kenzaichen genommen, batte disen trunk sambt inligenden halben tail des guldenen rings der fraw hochzeiterin zue präsentiren. Als nun sie dises gesehen, war sie alsobalden erschrocken, befalche gleich iro den halben guldenen rüng so in irem schreibtisch lage, bei zuebringen, so nun also balden mit männigliches verwunderung, was es bedeiten solle, geschehen.

Da sie nun baide stuck zuesammen füegte, hat sie ire disen armen zue der malzeit zue füeren befolchen, allwo sie ainandern als liebe ehegemahl begriesset und diese wunderbarliche geschicht sonderliche freüden erwecket hat." *)

So erheblich auch die Verschiedenheiten zwischen der vorstehenden Erzählung und dem Moringerliede sind, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, dass das letztere die Quelle für die erstere gewesen sei. — Die Verfasser der Zimmernschen Chronik (Graf Froben Christoph von Zimmern und dessen Sekretair Joh. Müller) die mit dem Sagenschatz ihrer Heimath auf das genauste und umfassendste bekannt waren, theilen (l. c. Th. I. S. 281 fgg. Vergl. Uhland l. c. S. 67 fgg.) die in Betreff des Bodmanschen Geschlechts umgehenden Sagen ausführlich mit und darunter auch das Zusammentreffen des der Landfahrer genannten Herrn von Bodman mit dem Nebelmännlein. Das letztere räth jenem zwar: baldigst heimzukehren, es führt ihn aber nicht selbst zurück. Eben so wenig kommt darin von der beabsichtigten Vermählung der Gattin mit einem zweiten Manne und von der Wiedererkennung durch die zwei Hälften eines Ringes etwas vor, vielmehr tritt der Ritter von Bodman erst nach dem Tode seiner Gattin seine Fahrt an. —

Es ergiebt sich hieraus mit ziemlicher Bestimmtheit: dass in der Mitte des 16. Jahrhunderts, wo die Zimmernsche Chronik verfasst ward, die Bodmansche Sage ihre spätere Gestalt noch nicht gehabt haben könne. Nun fügt die genannte Chronik den Sagen, welche sie von dem Bodmanschen Geschlecht berichtet, die Erzählung von dem edlen Moringer unmittelbar an. Es ist nun nicht unwahrscheinlich: dass der im 17. Jahrhundert lebende Verfasser der Aufzeichnungen im Bodmanschen Hausarchive die Zimmernsche Chronik, die zwar damals nicht gedruckt, aber in vielen Handschriften verbreitet war, benutzt, und sei es absichtlich, sei es missverständlich, die beiden Sagen verschmolzen, und so das, was vom Moringer erzählt war, auf den Ritter von Bodman übertragen habe.

---

*) Die Abweichungen, welche die beiden andern Ueberlieferungen darbieten und die von Uhland l. c. S. 74 fgg. einzeln hervorgehoben werden, sind für den hier vorliegenden Zweck von keiner wesentlichen Bedeutung. Vergl. auch Müller in: Schambach und Müller Niedersächs. Sagen und Märchen S. 391.

Unfern des Fusses des Bussen, auf welchem die Burg stand, in der nach der Zimmernschen Chronik die zweite Vermählung der Gattin des Moringers hatte begangen werden sollen, und des Federsees liegt das Dorf Stadion, der Stammsitz des Stadionschen Grafenhauses. Auf ein Mitglied des letzteren ist die Sage von dem Ritter von Bodman, wie sie von Meier und Reich mitgetheilt wird, fast wörtlich übertragen. Der Nebel hat wohl auf die Rebengelände am Federsee eine gleich nachtheilige Wirkung ausgeübt wie auf die am Bodensee und in beiden Oertlichkeiten mag es in gleicher Weise hergebracht gewesen sein, durch Läuten einer Glocke den Nebel zu verscheuchen; so hielt man sich auch wohl für berechtigt, die Sage, die hier mit diesem Herkommen in Verbindung gebracht war, auch dort zu verwenden. Die Reiseabenteuer des Grafen Stadion können wir, als nicht hierher gehörig, übergehen. Der Schluss der Sage lautet nach Birlingers (Volksthümliches aus Schwaben Bd. I. S. 350) Mittheilung: „Sprach der Waldmensch: So, so, seid's ihr, Herr Graf von Stadion! Wenn ihr euer verbeintes *) Nebelglöcklein zu Stadion in den Federsee werfen wollt, so friss ich euch nicht und will euch Morgen früh bis acht Uhr nach Stadion bringen, denn um neun Uhr hat euer Weib mit einem Andern Hochzeit. Entgegnete der Graf: Ein Mann, ein Wort. Der Waldmensch offerirte dem Grafen, dass er eigentlich das Nebelmännlein sei und dass ihn das verbeinte Nebelglöcklein nicht leiden könne, zumal es ihn, so oft er dort Nebel machen wolle, an den Kopf schlage. Der Graf ass noch zu Nacht bei dem Nebelmännlein und des Morgens früh waren sie im Nu auf einer Nebelwolke nach Stadion gefahren. Der Graf konnte seinem Weib nur durch den Stahlring zeigen, dass er ihr Mann sei. Er war ganz verhaart und zerlumpt. Das Glöcklein aber liess er in den Federsee versenken.“

Die Zimmernsche Chronik, die nicht nur die Sage über den Ursprung der Familie Stadion mittheilt, sondern auch mehrfach Mitglieder derselben erwähnt, kennt die obige Erzählung nicht. Dieselbe gehört ihrem Ursprunge nach daher wohl der neueren Zeit an, worauf schon der Eingang nach Birlingers Ueberlieferung: „Ist einmal ein Graf in Stadion gewesen, der ging in die

*) Verfluchtes, verwünschtes. Schmeller bair. Wörterb. I. 178.

Fremde mit einer Kutsche und zwei Knechten, um die Welt zu durchreisen und das irdische Paradies zu suchen. Er war schon im siebenten Jahre fort, hatte Ross und Wagen verkauft, denn es kostete ihm was, das Reisen“ u. s. w. hindeutet. Eben so fährt bei Meier l. c. der Herr von Bodman mit einer Kutsche, Kutscher und Bedienten auf seine Reiseabenteuer aus und gelangt schliesslich an die Paradiesesmauer. Ob etwa der herumziehende Korbflechter aus Wendelsheim der Birlingers Gewährsmann ist (Uhland l. c. S. 76), selbst die Verpflanzung der Sage von dem Bodensee an den Federsee bewirkt hat, mag dahin gestellt bleiben. —

Auch auf Wernhart oder Werner von Strättlingen, einer Schweizerfamilie angehörig — Strättlingen liegt im Canton Bern unfern des Thuner Sees — ist die Sage übertragen. Dieser wird auf seinem Mantel, den er dem Teufel geliehen, aus weiter Ferne in einer Nacht nach Strättlingen gebracht, wo seine Hausfrau eben mit einem Andern Hochzeit halten will. Ein halber Ring, durch den er sich zu erkennen giebt, verhilft ihm wieder zu seiner Gattin und seinem Eigenthum (v. d. Hagen in den Abhandlung. d. Berl. Academ. v. 1852. S. 1879. — Schweizer Burgen II. 327.)

Eine Sage von einem andern schwäbischen Dynasten, dem Grafen Hubert von Calw (Crusius Annal. suevic. Francf. 1595. Dodecas II. p. 263. Grimm, d. Sagen nr. 524. Meier Märchen 369) kommt darin mit dem Möringerliede überein: dass der Held, nachdem er sich, um zu lernen was Armuth heisse, von seiner Gattin getrennt, nach Jahren unerkannt und in Bettlertracht gerade in dem Augenblick zu seiner Burg zurückkehrt, wo seine Gemahlin im Begriff steht, einem Andern ihre Hand zu reichen, und dass er in einen ihm mit einem Labetrunk gereichten Becher seinen goldnen Fingerreif hineinwirft. Im Uebrigen weichen beide Sagen vollständig von einander ab, denn der Graf kehrt, nachdem er sich so seines Ringes entäussert, stillschweigend in das Dorf, wo er das Amt eines Kuhhirten übernommen, wieder zurück. Es ist nicht einmal zu ersehen: ob die Gräfin von Calw den Ring wirklich erhalten und dadurch in Erfahrung gebracht hat, dass ihr Gatte sich noch am Leben befinde, und ob nun die zweite Vermählung unterblieben sei. Anscheinend hat der Graf seine Gemahlin nicht einmal davor be-

wahrt, einer Bigamie sich schuldig zu machen. Wenn er dessen ungeachtet nach seinem Hinscheiden als Heiliger verehrt ist, so gehört er wenigstens in die Klasse der etwas wunderlichen Heiligen.

Endlich wird auch noch von einem andern schwäbischen Ritter, Kuno von Stein, oder wie er sich dem zu berichtenden Ereignisse zu Ehren nannte, von Falkenstein, etwas Aehnliches erzählt. Um in das heilige Land zu ziehen, beurlaubt derselbe sich von seiner Gattin, aber nur auf ein Jahr; er kann jedoch diese Frist nicht inne halten, weil er in die Gefangenschaft der Saracenen geräth. Als das Jahr abgelaufen, verkündet ihm eine Stimme, dass seine Frau damit umgehe, einen andern Mann zu nehmen. Sofort erscheint auch ein kleines Männlein und erbietet sich, ihn auf einem Löwen noch rechtzeitig nach Schwaben zu schaffen; er dürfe aber auf dieser Fahrt nicht einschlafen, widrigenfalls seine Seele verfallen sei. Nachdem der Ritter auf diese Bedingung eingegangen, führt der Löwe ihn schnell durch die Lüfte. Schon kann jener nicht mehr Herr seiner Müdigkeit werden, da erscheint ein weisser Falke, der ihn begleitet und mit seinem Flügelschlage wach erhält. So erreicht der Ritter glücklich seine Burg (Meier Volksmärchen nr. 362. Bechstein deutsch. Sagenbuch nr. 906). Bei Gottschalk (deutsch. Volksmärchen I. S. 136) findet sich auch noch die Wiedererkennung durch einen Ring, und wie in den Sagen von dem Herrn von Bodman und dem Grafen von Stadion, die Mauer des irdischen Paradieses. Die Sage erinnert aber überhaupt so sehr an die weiter unten zu erwähnende von Heinrich dem Löwen, dass man fast in Versuchung kommt zu vermuthen: dass der erste Erzähler von jener (in Jacobis Iris auf 1805) weniger die Volksüberlieferung als das Volkslied von Heinrich dem Löwen zur Quelle gehabt habe.

Auch ohne dass sie an bestimmte und namhafte Persönlichkeiten geknüpft sei, begegnen wir unserer Sage, wenigstens ihrem wesentlichen Inhalte nach, so in der Erzählung von dem Schäfer, der in das versunkene Schloss bei Wertheim gerieth, und als er nach sieben Jahren — die ihm freilich nur wie sieben Tage vorgekommen waren — heimkehrt, gerade in dem Augenblick in seiner Wohnung anlangt, wo seine Frau, die ihn für todt gehalten, mit einem Andern Hochzeit halten will, und

der so gealtert ist, dass man ihn Anfangs nicht wieder erkennt (Baader, Volkssagen aus Baden S. 405.)

Wenn die vorstehend aufgeführten Verwendungen unserer Sage mehr oder weniger dem Volke selbst und den dichterischen Bedürfnissen und Trieben desselben ihren Ursprung verdanken, so existiren doch auch einige andere, die wir lediglich als litterarische Produktionen ansehen müssen.

Dahin gehört ihre Benutzung im Reinfriet von Braunschweig, einem Gedichte, das zwar bis jetzt blos durch einen von Gödecke (Reinfriet von Braunschweig. Hannov. 1851, auch in dem Archiv des histor. Vereins für Niedersachsen Neue Folge 1849. S. 170—285) mitgetheilten Auszug bekannt ist, von dem aber eine vollständige Ausgabe von K. Bartsch für die Publicationen des litterarischen Vereins zu Stuttgart vorbereitet wird.

Dem Helden träumt in diesem Gedichte, dass ihm, wenn er eine Fahrt in das heilige Land unternähme, der bisher in seiner zehnjährigen Ehe entbehrte Kindersegen zu Theil werden würde. Er beschliesst hierauf diese Fahrt zu unternehmen, theilt diesen Entschluss seiner Frau bei deren Erwachen mit und bricht einen Ring entzwei, dessen eine Hälfte er seiner Gemahlin giebt, während er die andere für sich behält. Er vertraut ihre Obhut und Beschützung dem als treu erprobten Grafen Arnold. — In wie weit der fernere Verfolg der Erzählung mit der vom Moringer übereinstimme, ist zwar aus dem von Gödecke benutzten Exemplare des Gedichtes nicht zu entnehmen, da der Theil desselben, welcher Reinfriets Rückkehr in die Heimath enthalten haben müsste, in der Handschrift nicht auf uns gelangt ist, man erhält darüber aber Auskunft durch die böhmischen Volksbücher, denen das in Rede stehende Gedicht zur Grundlage gedient hat, von denen die eine Recension unter dem Titel Stará pověst o Stoimírowi a Brunsvíkovi knizatech ceskych von W. Hanka zu Prag 1827 und besser von K. J. Erben im Vybor z literatury cezké II. 39—74 herausgegeben, die andere in mehrfachen Drukken, zuerst so viel bekannt Olmütz 1565 erschienen ist (vergl. Jul. Freifalik, Zwei böhmische Volksbücher zur Sage von Reinfriet von Braunschweig, in den Sitzungsberichten der Wiener Academ. Philos. hist. Cl. XXIX. Bd. II. Hft. S. 83—97. Nebst Nachtrag ib. Bd. XXX. S. 322—331 und Leipzig.

Deutsch. Gesellsch. 1831 S. 15). — Denn wenn hier aus demselben auch eine böhmische Wappensage geworden ist, und aus dem einen Reinfriet von Braunschweig zwei Personen — Stillfried und Bruncwig, Vater und Sohn, gemacht und auch die noch sonst vorkommenden Namen mehr oder weniger verändert sind, so scheinen doch in der Art, wie sie die Rückkehr des Helden erzählen, die böhmischen Volksbücher ziemlich getreu ihrem Vorbilde gefolgt zu sein. Hier ist es König Astriolus, der, eingeschüchtert durch die Wunderthaten, welche Bruncwig verrichtet hat, sich verpflichtet, diesen nebst seinem Löwen ungefährdet in die Heimath zu bringen. In der Morgendämmerung werden diese denn auch wirklich an der Gränze des Weichbildes von Prag niedergesetzt; der Heimgekehrte zieht Pilgertracht an und geht in die Stadt. Sieben Jahre waren seit seiner Abreise verflossen; eben sollte die Vermählung seiner Gattin Neomenia mit dem Fürsten Cleofas von Assyrien begangen werden. Als Bruncwig dies hört, geht er aufs Schloss. Nach der Mahlzeit bringt man goldene und silberne Becher und auch Bruncwig reichte man den Pokal, aus welchem die beiden Verlobten getrunken hatten. Er lässt in diesen seinen Ring fallen und verlässt eilends die Burg, wobei er auf deren Pforte schreibt: dass der, welcher vor sieben Jahren daraus weggezogen, wieder darin gewesen sei. Neomenia aber hat den Ring erkannt und sagt davon ihrem Vater. Cleofas, der es vernimmt, wird sehr betrübt und eilt mit dreissig Reissigen Bruncwig nach, um diesen zu verderben, kommt aber in dem nun entstandenen Kampfe selbst um. Als Bruncwig mit den von ihm zusammenberufenen Landherrn wieder gen Prag kommt, ziehen seine Gattin, deren Vater und viele Bewohner der Stadt ihm entgegen und bezeugen ihm ihre Freude über seine Heimkehr. Er herrschte dann noch viele Jahre im Lande. Das neue Wappenthier, den Löwen, liess er an den Stadtthoren und auf den Bannern abmalen (Feifalik l. c. S. 92) *).

*) Ueber die Umwandlungen, welche die Sage bei ihrem Uebergange von Deutschland nach Böhmen erfahren, und die Motive, welche dabei wirksam waren, siehe Feifalik l. c. S. 93 sqq. S. 331. Wenn dieser aber S. 97 annimmt, dass den böhmischen Volksbüchern noch ein anderes, nicht mehr enthaltenes deutsches Werk zur Vorlage gedient, etwa ein Gedicht von Stillfried von Braunschweig, so kann dem doch nicht beigetreten werden. Wäre dies der Fall, so würde davon doch wenigstens

Aus dem böhmischen Volksbuche ging dann wieder ein russisches hervor (Feifalik Nachtrag S. 326—330), was bei seiner Verpflanzung sich aber mancherlei Abänderungen musste gefallen lassen, wogegen ein ungarisches (Zwei Chroniken von Stilfried und Brunczvik) nichts als eine wörtliche Uebersetzung des böhmischen ist. Wie Feifalik (l. c. S. 331) angiebt, ist das Letzere sogar in das Deutsche zurückversetzt, und in dieser Gestalt noch jetzt in den deutschen Gegenden Böhmens und Mährens und in Oesterreich ein beliebtes Volksbuch, wobei allerdings der erste Ursprung sich kaum noch erkennen lässt, da in dieser deutschen Uebertragung die beiden Helden Stillfried und Bruncwig böhmische Könige geblieben sind.

So wie das Gedicht von Reinfriet von Braunschweig im Wesentlichen nur eine Verschmelzung der Erzählungen von Herzog Ernst und vom edlen Moringer war (Bartsch l. c.), so ist es seiner Seits wieder die Quelle für eine Anzahl von Dichtungen geworden, in denen ein Fürst aus Braunschweig, bald namenlos, bald unter dem Namen des Herzogs Heinrich des Löwen, den Helden abgiebt.

Hierhin gehört zunächst das Gedicht des Mich. Weissenhere von einem Fürsten von Braunschweig (Brunczwigk). (Abgedruckt aus einer Stuttgarter Handschrift in Massmanns Denkmälern S. 123—137 und in O. L. B. Wolffs historischen Volksliedern der Deutschen S. 22—47). Dem Helden träumte einst: er solle das heilige Land besuchen. Seine Gemahlin, der er seinen Entschluss, dieser Mahnung Folge zu leisten, mittheilt, sucht ihn vergeblich davon abzubringen. Er verabschiedet sich von ihr und lässt ihr dabei die Hälfte eines Ringes, den er durchschneidet, zurück. Nach vielen Abenteuern im fernen Osten, die hier kein Interesse darbieten, geräth der Fürst unter das wüthende Heer (Das Wöden her). Er beschwört einen dieser bösen Geister ihm Auskunft zu ertheilen, wie es mit seinem Weibe und seinen Kindern stehe. Der Geist antwortet ihm, dass seine Gattin im Begriff sei, sich mit einem Andern zu vermählen. Da bittet der Fürst

---

eine Spur auf uns gelangt sein; dies ist aber nicht der Fall. Die Veränderung des Namens Reinfriet in Stillfried macht wenigstens eine derartige Annahme noch nicht nothwendig, da wir ähnlichen Abänderungen bei dem Uebergange der Sagen von einem Volksstamm auf einen andern häufig begegnen.

ihn inständig, dass er ihn und seinen Begleiter, einen Löwen, dem er im Kampfe mit einem Lindwurm das Leben gerettet und der ihn seitdem nicht verlassen, noch zu rechter Zeit nach seinem Schlosse bringe. Der Geist verspricht ihm dies unter der Bedingung: dass der Fürst ihm angehören solle, wenn er ihn schlafend finde, sobald er den Löwen nachbringe. Nachdem der Fürst diese Bedingung eingegangen ist, führt der Geist ihn schnell durch die Lüfte vor seine Burg. Während jener den Löwen nachholt, wird der Fürst vom Schlafe übermannt, aber das treue Thier brüllt so laut, dass er im entscheidenden Augenblicke wieder erwacht. Als der Fürst in die Burg tritt, wird er von Niemand, selbst nicht von seiner Gemahlin erkannt, da das lange Haar, was ihn umfliesst, ihm das Ansehn eines Wilden giebt. Als ihm aber jene einen Trunk darbietet, lässt er seine Hälfte des Ringes in den Becher fallen, worauf er dann von ihr wiedererkannt und um Vergebung gebeten wird. Diese lässt der Fürst ihr, „weil sie noch ihre weibliche Ehre bewahren hat," so wie dem Verlobten zu Theil werden.

Die Abweichung dieses Theiles des Gedichtes des Wyssenhere von dem Moringerliede besteht hiernach im Wesentlichen darin, dass nicht ein Heiliger sondern ein böser Geist es ist, der es dem Helden möglich macht, noch zu rechter Zeit wieder in seiner Burg einzutreffen, was denn wieder die Einführung des Löwen nöthig machte, da es einem bösen Geist nicht zuzumuthen war, ein solches Liebeswerk lediglich aus reiner Theilnahme zu vollbringen, und dass der Moringer sich durch einen ganzen Fingerreif, der Fürst von Braunschweig aber durch die Hälfte eines solchen zu erkennen giebt. Die Uebereinstimmung beider Gedichte beschränkt sich aber nicht einmal auf den Gang der Ereignisse im Allgemeinen, sondern sie erstreckt sich selbst auf einzelne Züge und Redewendungen (Uhland l. c. IV. 293. Eine ausführliche Vergleichung des Inhalts beider Erzählungen bei Bartsch Herzog Ernst S. CXVII.).

Wenn Weckherlin (l. c.) aus der Uebereinstimmung des Inhalts beider Gedichte, und aus dem Umstande, dass beide in derselben Versart abgefasst sind, folgern will, dass Mich. Wyssenhere auch der Verfasser des Moringerliedes sein müsse, so ist er sicher im Irrthum. Weckherlin selbst nennt jenen einen Dichter des 15. Jahrhunderts und dies ist er auch sicher — die sein

Gedicht enthaltene Handschrift trägt die Jahrzahl 1474 — während sich hinter der gleichfalls von Weckherlin selbst erwähnten Handschrift vom Moringerliede der Vermerk findet, „diss Buch ist angefangen worden umb sant Johanstag der Evangelist als man zalt von christ geburt MCCC Lixmo per me thomam palm.“ — Sodann ist Mich. Wyssenhere sicher ein Niederdeutscher, während das Moringerlied unzweifelhaft schwäbischen Ursprungs ist. Am entschiedensten scheint aber der Umstand zu sein: dass schwerlich ein und derselbe Dichter dieselbe Fabel in zwei ganz verschiedene Stoffe behandelnden Dichtungen für die Katastrophe verwendet haben wird; er würde sich dadurch selbst das grösste Armuthszeugniss ausgestellt haben. Dagegen hat Uhland (l. c. S. 293) sowie Bartsch (l. c. S. CXVI.) aus metrischen Gründen insbesondere der Anwendung der siebenzeiligen Strophe nachzuweisen gesucht, dass dem Mich. Wyssenhere das Moringerlied zum Vorbilde gedient habe. Doch ist dies wahrscheinlich nicht unmittelbar, vielmehr durch Vermittelung des Reinfriet der Fall gewesen. Ueberhaupt hat Wyssenhere sich nicht darauf eingelassen, Eigenes zu erfinden, sondern darauf beschränkt, schon vorhandene Sagen auf seinen Helden überzutragen — ein wie wir schon früher gesehen haben, bei den Dichtern jener Zeit allgemein übliches Verfahren — wie denn auch der übrige Theil seines Gedichts, in welchem die Reiseabenteuer des Helden erzählt werden, lediglich eine Nachbildung des Gedichtes vom Herzog Ernst (Bartsch l. c. S. CXVIII. sqq.) und der Legende vom heiligen Brandanus ist, auch hier wohl wenigstens theilweise durch Vermittelung des Reinfriet. Der Löwe, der mit dem Lindwurm kämpfte und dann der treue Begleiter des Ritters wurde, der ihn in diesem Kampfe beigestanden, ist wohl ursprünglich aus dem Iwain, dem Ritter mit dem Löwen, des Hartmann von der Aue entnommen.

Mich. Wyssenheres Arbeit wurde wieder ihrerseits Quelle für das deutsche Volkslied: Warhaffte Beschreibung von dem grossen Helden und Herren Heinrich dem Löwen und seiner wunderbaren höchst gefährlichen Reise o. O. u. J. 8. (Gödecke Grundriss I. 292; aus einem Augsburger Meistergesangbuche von 1565 abgedruckt in den bayrischen Annalen. München 1834. Vaterlandskunde N. XXXI. und XXXVIII.; mit Benutzung eines älteren und eines neueren Druckes in Büschings Volkssagen,

Märchen und Legenden S. 211—242, sowie in Fülleborns Nebenstunden. Breslau 1790 St. I. S. 28—32; nebst der Melodie aus Puschmanns Gesangbuch in der Iduna und Hermode 1813. Musikbeilage 3; im Auszuge in Reicharts Bibliothek der Romane VIII. S. 127—136, in Grimms Volkssagen II. nr. 520 und Bechsteins Sagenbuch S. 271—274. Vgl. Wagenseil Buch von der Meistersinger holds. Kunst Anfang etc. S. 537. 554, Beyschlag Beiträge zur Geschichte der Meistersinger S. 14, Büsching und v. d. Hagen Liter. Grundriss S. 185). Der Gang der Begebenheiten ist im Allgemeinen der nämliche wie in dem Gedicht von Mich. Wyssenhere, nur beginnt die Erzählung ohne Erwähnung des Traumes gleich mit der Abreise des Herzogs, welcher auszieht, um Preis zu erlangen und Abenteuer zu bestehen. Erst gegen Ende des Liedes erzählt die Herzogin, als sie in dem Becher die eine Hälfte des Ringes findet, dass ihr Gatte, als er von ihr Abschied genommen, einen Fingerreif von einander geschnitten und ihr die eine Hälfte gegeben und dabei gesagt habe, dass sie, wenn er nach sieben Jahren nicht zurückgekehrt sein sollte, einen andern Gemahl nehmen möge. Das Lied schliesst damit, dass dem Verlobten der Herzogin an deren Stelle ein edles Fräulein aus Franken vermählt wird.

Aus dem Volksliede ging dann wieder das bekannte Volksbuch (Simrock Volksbücher I. S. 1—40 cf. Görres Volksbücher S. 91—93. Massmann Kaiserchronik III. S. 1132 Anm. 7) sowie eine Anzahl dramatischer Bearbeitungen, die Büsching l. c. S. 450 verzeichnet, hervor.

Auch Hans Sachs hat sich diesen Stoff nicht entgehen lassen. In seiner Historia, Hertzog Heinrich der Löwe (Das vierdt Poetisch Buch. Nürnberg 1578. Das ander theyl fol. LVII°—LIX) führt er die „Sächsische Chronica“ als seine Quelle an. In wie weit dies ernstlich gemeint ist, mag dahin gestellt bleiben, wenigstens ist die Cronecken der Sassen von Botho (Mainz. Pet. Schöffer 1492 auch in Leibnitz Script. rer. Brunsw. III. p. 277 sqq.) nicht darunter zu verstehen. Denn obwohl deren Verfasser die Sagen, die von dem Löwen Herzogs Heinrichs umgingen, nicht unbekannt waren, so hat er es doch verschmäht, sie in seine „wahrhaftige Cronica“ aufzunehmen (f. xj der Mainzer Ausgabe). Eben so wenig findet sich jene Sage in der von Scheller herausgegebenen Kronika fan Sassen in Rimen. Braun-

schweig 1826 (vorher in Leibnitz l. c. T. III.). Dass Hans Sachsens Vorbild das oben erwähnte Volkslied gewesen sei, ist deshalb nicht wahrscheinlich, weil er eben so wie Mich. Wyssenhere damit beginnt: dass der Herzog den Entschluss fasst, nach dem heiligen Lande zu ziehen, und beim Abschiede einen Fingerreif durchschneidet, die eine Hälfte davon seiner Gemahlin giebt, die andere aber für sich behält. Die Abwesenheit Heinrichs dauert hier sieben Jahr. Als nach deren Ablauf auf Antrieb der Landherren seine Gemahlin zur andern Ehe schreiten will, da erscheint aus freiem Antrieb der Teufel „als ein langer rabschwartzer Mann“ dem Herzog, und verkündet ihm: dass morgen sein Weib mit einem andern Hochzeit halten will, er aber bereit sei, wenn er sein eigen sein wolle, ihn bis zum Hahnengeschrei nach Braunschweig zu bringen. Bei der Schilderung der Abenteuer, welche der Herzog auf seiner Fahrt überstanden, ist Hans Sachs erheblich kürzer als seine Vorgänger, er nähert sich auch noch mehr als diese dem Moringerliede dadurch, dass der Herzog dem Verlobten seiner Gemahlin an deren Statt seine eigene Tochter zur Frau giebt. Es ist nicht unmöglich, dass die Quelle Hans Sachsens ein nicht auf uns gelangtes niederdeutsches Volkslied gewesen ist.

Aus derselben Quelle ist wohl auch das dänische Volkslied von Heinrich dem Löwen entsprungen, von dem Svend Grundtvig (Danmarks gamle volkeviser II. 623—633) zwei Hauptrecensionen nach verschiedenen Niederschriften mitgetheilt hat. Svend Grundtvig hat zugleich in seiner Einleitung zu den Gedichten (S. 608—623) die Sage einer sehr eingehenden Untersuchung unterworfen, doch ist seine Annahme, dass in dieser der Name Heinrich der ursprüngliche sei, nach dem, was oben in dieser Beziehung bemerkt worden, gewiss nicht richtig.

In der ersten Fassung des dänischen Volksliedes (Grundvig l. c. 623 sqq.) erklärt Herzog Heinrich, als er in einer Nacht erwacht, seiner Gemahlin, dass er beschlossen habe, einen Kreuzzug zu unternehmen; als Dauer seines Ausbleibens setzt er sieben Jahre fest; kehre er binnen dieser nicht zurück, so möge sie einen andern Gatten nehmen. Die Abenteuer, welche Heinrich auf seiner Fahrt zu überstehen hatte, übergehen wir hier. Mit dem Löwen, den er im Kampfe mit dem Lindwurm errettet, kommt er schliesslich zu einem Eremiten, der ihn bei seinem

Namen nennt und ihn auffordert, auszuruhen, während er selbst für ihn beten wolle. Während Heinrich schläft, trägt ein Engel ihn 700 Meilen weit in die Heimath, wo er beim Erwachen zu seiner Freude einen Schäfer deutsch sprechen hört. Dieser erzählt ihm, dass des verschollenen Herzog Heinrichs Gemahlin gerade im Begriff stehe, sich mit einem Andern zu vermählen. Der Herzog begiebt sich in Pilgertracht zur Burg, lässt dort den Bräutigam herausrufen und erkennt in demselben einen seiner Genossen in der Gefangenschaft zu Babylon, der, früher als er befreit, nach seiner Heimkehr den Herzog für todt ausgegeben, und um die Hand von dessen Gemahlin geworben hatte. Der Herzog macht ihm Vorwürfe, verzeiht ihm aber demnächst und hält ihn auch noch dafür, dass er um die gehoffte Vermählung kommt, durch ein Geschenk schadlos.

Die zweite dänische Recension beginnt damit, dass der Herzog im Traume aufgefordert wird, eine Kreuzfahrt zu unternehmen und beim Erwachen dies seiner Gattin mittheilt. — Hier ist es nicht ein Lindwurm, sondern ein Leopard, gegen den der Herzog dem Löwen im Kampfe beisteht. Als jener in den Wald zum Eremiten kommt, theilt dieser ihm bereits mit, dass seine Gemahlin im Begriff stehe, einen andern zu heirathen. Um auszuruhen, legt der Herzog sich auf einen Stein und der Letztere ist es, der mit ihm die 500 Meilen lange Luftfahrt in die Heimath macht. Hier trifft er einen Hirten, der die Mittheilung des Eremiten bestätigt. Der Herzog begiebt sich mit seinem Löwen in die Burg und lässt die Braut um die Gunst bitten, mit ihr einen Becher leeren zu dürfen. Als dies ihm gewährt wird, findet die Herzogin auf des Bechers Grunde den halben Ring und ersieht daraus, dass der Gatte heimgekehrt ist (im Eingange des Gedichts ist jedoch wie im deutschen Volksliede der Ringtheilung nicht gedacht). Der Bräutigam erhält dann, wie im Moringerliede und dem Gedicht von Hans Sachs, zur Entschädigung die Hand der Tochter des Herzogs.

Man kann die Volkssage in der That einem Gewässer vergleichen, das sich je weiter von dem Ursprunge in um so mehr Arme theilt, von denen einzelne sich wieder vereinen, so eine Strecke fortfliessen, sich von neuem trennen und hin und wieder noch einmal zusammenkommen.

Es existirt auch ein schwedisches Volkslied, dessen Gegenstand Herzog Heinrich der Löwe bildet, und das jedenfalls derselben Quelle entsprossen ist, wie die voraufgeführten dänischen. (Abgedruckt in A. F. Arwidsson Svenska fornsänger II. 422—424.) Der Herzog verkündet seiner Gattin, dass er fortziehen wolle — wohin wird nicht gesagt — und theilt mit ihr den Ring. Nachdem er sich sieben Jahre in heidnischer Gefangenschaft befunden, und dem Löwen im Kampfe, hier mit einem Elephanten, Beistand geleistet und nun in seine Heimath zurückgekehrt ist — die Wunderfahrt wird nur ganz beiläufig erwähnt — trifft er einen Hirten, den er um Nahrung bittet und von dem er nach Brunswig's Burg gewiesen wird, wo gerade Hochzeit gehalten werde. Vor dem Thore der Burg trifft er seine Tochter und bittet diese, einem armen Pilger eine Labung zu reichen. Als er nun einen Becher Wein empfängt, wirft er seinen halben Ring hinein; die Braut findet diesen dort und versucht, ob er zu ihrer Hälfte passe, worauf beide Theile sofort sich zusammenfügen. Heinrich wird hieran erkannt und der andere Bräutigam verabschiedet.

Ob die Einflechtung der in Rede stehenden Sage in die Erzählungen von den Thaten Karls des Grossen der Volksüberlieferung oder einem litterarischen Compilator zuzuschreiben sei, ist nicht zweifellos. Es findet sich jene zuerst in der Weltchronik von Johann Enenkel, die nach der Mitte des 13. Jahrhunderts, also später wie der Dialogus miraculorum, aber früher als das Moringerlied verfasst ist. Dass die Kaiserchronik, welche die Hauptquelle Enenkels bildet, diese Sage noch nicht hat, dass sie sich eben so wenig in den übrigen älteren dichterischen Bearbeitungen der Thaten Karls findet, so namentlich im Karl Meinet, der doch die Bestimmung hatte, Alles in sich aufzunehmen, was irgend wo bis dahin von seinem Helden erzählt war, scheint darauf zu deuten: dass Enenkel hierbei willkürlich und mit einer bei ihm sonst allerdings ungewöhnlichen Selbstständigkeit verfahren ist. Aus ihm hat demnächst die Weihenstephaner Chronik (Aretin Aelteste Sage S. 85—86) die Erzählung aufgenommen. Auf der andern Seite ist nicht zu verkennen: dass wenn irgend eine Persönlichkeit dazu geeignet erschien, die alten Göttermythen auf sie zu übertragen — und als der Nach-

klang einer solchen wird ja doch die Möringersage von Vielen angesehen — dies Karl der Grosse war. Auch erzählt das italienische Volksbuch La Spagna, dem doch schwerlich Enenkel zur Quelle gedient hat, wenigstens etwas Annäherndes; ebenso eine von J. Grimm (Deutsch. Mythologie S. 980) angeführte spanische Sage, in welcher Karl auf einem Teufel, der sich in ein Pferd verwandelt hat, in einer Nacht von dem Morgenlande nach Frankreich reitet.

Nach Enenkel (Massmann Kaiserchronik S. 1033—1038. Hagens Gesammtabenteuer II. S. 619—635; auch für Grimm, Sagen II. S. 105—110 ist Enenkel die alleinige Quelle gewesen) hat Karl, als er nach Ungarn zog, um die Heiden zu bekehren, mit seiner Gattin verabredet: dass sie, wenn er binnen zehn Jahren nicht zurückgekehrt sei, ihn für todt halten solle; nur wenn er ihr seinen goldenen Fingerreif übersende, könne sie dies als ein zuverlässiges Zeichen ansehen, dass er sich noch am Leben befinde. Nachdem bereits neun Jahre der Abwesenheit verflossen, erhält Karl in Ungarn durch einen Engel die Kunde: dass seine Gemahlin dem Andringen der Grossen des Reichs, die kein anderes Mittel sahen, um die während der Abwesenheit des Oberhauptes entstandenen Wirren zu unterdrücken, als dass jene sich wiederum vermähle, nicht länger habe Widerstand leisten können, und dass in drei Tagen die Hochzeit stattfinden solle. Karl will Alles verloren geben; der Engel fordert ihn auf, noch nicht zu verzagen und giebt ihm Anweisung, wie er auf schnellen Pferden innerhalb dreier Tage Aachen, wo seine Gemahlin sich befand, erreichen könne. Und also geschah es. Am Morgen des Hochzeitstages sitzt Karl, das blanke Schwert auf den Knien, auf dem Königstuhl im Münster zu Aachen; dort wird er vom Bischof erkannt, der nun mit allen Glocken läuten lässt. Die Hochzeitsgäste zerstieben in alle Winde, als sie die Rückkehr des Kaisers erfahren; die Gemahlin wird aber auf des Bischofs Verwendung von Karl wieder zu Gnaden angenommen. —

Die Veränderungen, welche die Sage hier erfahren, sind zwar nicht unerheblich, sie waren aber nothwendig, wenn diese auf eine Persönlichkeit wie die des gewaltigen Karl übertragen werden sollte. —

In dem Volksbuche La Spagna ist es der Verräther Maltorio von Mainz, der die Kaiserin heirathen und selbst Kaiser

werden will. Karl gelangt durch des Teufels Hülfe, als eben der Hochzeitsschmaus bereitet wird, an, und überwindet durch die Hülfe Giones, der ihn zuerst zur Kaiserin geführt und nachdem er sich dieser durch bestimmte Zeichen zu erkennen gegeben, Maltorio und die übrigen Mainzer. — So edel und ehrwürdig Karl bei Enenkel erscheint, so wenig ist dies in der Spagna der Fall, ja die letztere fällt geradezu ins Burleske, wenn sie den Kaiser eine grobe Küchenmagd durchprügeln lässt, was freilich bei dem ganzen Tone dieses Buches nicht eben auffallen kann.

Verwandte Sagen treffen wir auch noch bei anderen nichtgermanischen Völkern, so in der spanischen Romanze vom Grafen von Irlos, in der Erzählung von dem Sire de Palud aus der Franche-Comté (Xav. Marmier, tradit. de l'Allemagne. Revue de Paris 1851. T. XXXVIII. p. 181. 182), in der von einem Herrn von Bacqueville aus der Normandie (Amelie Bosquet. La Normandie romanesque et merveilleuse. Par. 1845. p. 465—470) und in der Sage von Richard I., Herzog von der Normandie (Chronique de Normandie, ed. 1487, bei Bosquet, l. c. p. 33 fgg.) — Die Sage von dem Herrn von Bacqueville nähert sich der deutschen auch dadurch, dass der Held, ebenso wie Hans von Bodman in dem Kriege gegen die Türken das deutsche Banner, die St. Georgsfahne, so jener in der Schlacht von Azincourt das Banner von Frankreich, die Oriflamme, vorgetragen hat, und jener wie dieser bei Nicopolis in türkische Gefangenschaft gerathen ist. Nachdem Bacqueville sieben Jahre in dieser geschmachtet hat und endlich hingerichtet werden soll, wird er durch den h. Julian, dem er eine Kapelle gelobt, in einer Nacht in seine Heimath geschafft und schlafend in dem Walde vor seiner Burg niedergelegt. Er kommt gerade noch zur rechten Zeit, um die auf den nächsten Tag anberaumte Wiedervermählung seiner Gattin, der auch er sich durch einen Ring zu erkennen giebt, zu verhindern. — Zwei Gemälde in der Kirche von Bacqueville sollten das Andenken an diese Begebenheit auf die Nachwelt bringen.

Besonderes Interesse für unseren Zweck bietet die Erzählung von dem Herzog Richard von der Normandie, theils wegen der Veränderungen, welche der Sagenstoff hier erlitten hat, theils

wegen der Verbindung, in welche sie die schnelle Luftfahrt mit einer andern Volksüberlieferung, dem wüthenden Teufelsheer oder der wilden Jagd — la mesgnie Hellequin oder la mesgnie de Charles-Quint, wie sie bei den Franzosen heisst, — auf welche wir weiter unten nochmals zurückkommen werden, bringt. Der Herzog hat vernommen, dass die wilde Jagd seine Wälder durchziehe. Er versteckt sich daher eines Abends in der Nähe des Baumes, wo dieselbe Rast zu halten pflegt. Als die Dämmerung eingetreten war, vernimmt man ein Brausen; zuerst erscheinen zwei Leute, die ein Tuch auf der Erde ausbreiten; sodann kommt die Jagd selbst, und in ihr Einer, dem wie einem Fürsten gehuldigt wird. Der Herzog, der auf das ausgebreitete Tuch gesprungen, bittet diesen, ihm zu sagen, wer er sei. Derselbe antwortet: er sei König Karl V., der zur Busse für die auf Erden begangenen Sünden mit seinen Rittern gegen die Saracenen kämpfen müsse. Auf Richards Bitte, ihn den Zug mitmachen zu lassen, bewilligt der König ihm dies, empfiehlt ihm aber, nicht von dem Tuche zu wanken. Die Jagd erhebt sich nun und durchschneidet die Lüfte. Als man gegen Mitternacht ein Glöcklein vernimmt und Richard auf seine Frage erfährt, man läute zur Frühmesse in der Kirche der heiligen Katharina auf dem Berge Sinai, will er, bevor er seinen Weg fortsetzt, in der Kirche seine Andacht verrichten. Der König giebt ihm hierauf ein Stück von dem Tuche, auf dem er stets bleiben solle, fordert ihn auf, auch für ihn zu beten und verspricht auf seinem Rückwege ihn wieder abzuholen. Der Herzog trifft, als er sich nach verrichtetem Gebete die Kirche beschaut, einen seiner Ritter, der vor sieben Jahren in die Gefangenschaft der Saracenen gerathen war*) und erzählt diesem, dass seine Frau, die ihn für todt halte, in drei Tagen sich mit einem Andern vermählen wolle. Da giebt ihm der Ritter die Hälfte eines Traurings, dessen andere Hälfte er seiner Gattin beim Abschied zurückgelassen, damit sie daraus erkenne, dass er noch am Leben sei. Der Herzog verspricht, dieser dies Alles mitzutheilen, ihn selbst aber baldigst auszulösen. Richard wird hierauf von der wilden Jagd wieder

*) In ähnlicher Weise trifft in der Sage von Thedel von Wallmoden dieser den Herzog Heinrich in Jerusalem und theilt demselben mit, dass die Herzogin, die ihn für ertrunken halte, zur neuen Ehe mit einem Pfalzgrafen schreiten werde, wenn er nicht eiligst heimkehre.

abgeholt. Unterwegs eingeschlafen, findet er sich beim Erwachen unter demselben Baume, wo der König ihn aufgenommen. Er richtet bei der Gemahlin des Ritters dessen Auftrag aus und löst denselben durch Auswechselung gegen einen von ihm gefangenen saracenischen Admiral aus der Gefangenschaft, worauf Jener denn zu seiner harrenden Gattin zurückkehrt. (Vgl. auch Uhland l. c. VII. S. 664.)

Dass die ursprüngliche Grundlage dieser Sage die nämliche sei, wie in den bisher aufgeführten, kann kaum einem Zweifel unterliegen. Wie in diesen, erscheinen auch dort die sieben Jahre der Abwesenheit, die Fahrt durch die Lüfte, in welcher in kürzester Zeit ungeheuere Entfernungen zurückgelegt werden, die Gattin, die im Begriff steht, zu einer zweiten Ehe zu schreiten, weil sie ihren Gemahl für todt hält, endlich der Ring als Erkennungszeichen.

Aber es ist nicht der abwesende Gatte, welcher die Luftfahrt macht, und es ist Das, was in den deutschen Sagen den Hauptgegenstand bildet, in der normännischen zur Nebensache, gewissermassen zur Episode, geworden. Die Hauptveranlassung zu dieser Umgestaltung hat wohl theils die Einflechtung des wilden Heeres in die Sage, wozu diese in der bisherigen Form, wenigstens in der, wie sie bei Cäsarius von Heisterbach, im Moringerliede und bei Enenkel erscheint, sich offenbar nicht eignete, theils der Umstand gegeben, dass, wenn das, was nun zur Episode geworden, von dem Herzog selbst erzählt wäre, dies zu den sonstigen Ueberlieferungen, welche von diesem im Volke umgingen, nicht gepasst haben würde.

Unter den Italienern ist es insbesondere Boccaccio, der diesen Stoff benutzt hat, und zwar in der neunten Novelle des zehnten Tages des Dekameron. Torello d'Istria von Pavia, als er sich, um einen Kreuzzug anzutreten, von seiner Gemahlin beurlaubt, verlangt von dieser aber nur, dass sie ihn ein Jahr einen Monat und einen Tag erwarte, bevor sie zu einer andern Ehe schreite; auch ist es hier die Gattin, welche dem Scheidenden den Ring als Erinnerungszeichen mitgiebt. Nachdem sich die Nachricht von Torellos Tode, der aber nur in Gefangenschaft gerathen ist, verbreitet hat, entschliesst sich seine Gemahlin auf Andringen ihrer Verwandten nach Ablauf jener Frist eine neue Ehe einzugehen. In der Nacht vor dem Hochzeitstage wird dann Torello

auf Veranlassung seines Freundes, des Sultans Saladin, von einem Schwarzkünstler schlafend von Alexandria in seine Heimath geführt. Beim Hochzeitsmahl, an welchem er noch unerkannt Theil nimmt, lässt er sich von seiner Gemahlin einen Becher reichen, in den er dann den Ring wirft, durch welchen die Wiedererkennung erfolgt. Der Schluss der Erzählung gleicht dem bei Cäsarius von Heisterbach, der wohl überhaupt dem Boccaccio den Grundstoff geliefert haben wird.

Auch eine Erzählung in den Cento novelle amorose dei signori academici Incogniti. Venet. 1651 und zwar die zehnte Novelle des zweiten Theils, deren Verfasser sich Liberale Motense nennt (deutsch unter dem Titel: Die Störung zur rechten Zeit in Bülows Novellenbuch II. S. 38—51) erinnert in einzelnen Zügen an die Moringersage, nur dass die Rückkehr, dem Geiste der Abfassungszeit gemäss, auf natürliche Weise erfolgt, und die Gattin, bevor sie noch von der Rückkehr des Gemahls Kunde hat, selbst den Entschluss fasst, von der Verlobung wieder zurückzutreten und den Verlobten mit ihrer Tochter zu vermählen, auch die Wiedererkennung vermittelst eines Ringes fehlt. Da zur Zeit der Abfassung dieser Novelle das Moringerlied schon längst vielfach gedruckt war, so konnte es wohl dem Verfasser der ersteren bekannt geworden sein. In seiner ursprünglichen Gestalt war es aber zu einer Liebesnovelle nicht zu brauchen, es musste daher umgestaltet werden, wobei es denn freilich eine stark frivole Fassung erhalten hat. Daher ist schon der Grund, weshalb der Gatte sich entschliesst, eine Reise zu unternehmen, ein anderer geworden. Er misst den Umstand, dass seine Gattin, nachdem sie ihn gleich Anfangs eine Tochter geschenkt, unfruchtbar bleibt, der beiderseitigen allzugrossen Zärtlichkeit bei und hält daher die zeitweise Trennung für das geeigneteste Mittel, sie wieder fruchtbar zu machen. Dass die Gattin ihre eheliche Treue nicht wirklich bricht, kommt auch nur daher, weil sie in dem Augenblicke, wo sie sich ihrem Verlobten ganz hingeben will, zu ihrer in Kindesnöthen befindlichen Schwägerin abberufen wird, und, dass sie bei ihrer Rückkehr jenen in dem Bette ihrer Tochter findet, ist der Grund, weshalb sie nun diese beide mit einander zu vermählen und selbst zurückzutreten beschliesst.*)

*) Einen sehr charakteristischen Gegensatz zu dieser Novelle bildet die Erzählung Eckehards (Monumenta germ. II. 120. Vergl. Grimm d. Sagen

Man hat mehrfach versucht, die Möringersage oder doch einzelne Züge derselben auf die altgermanische Götterlehre zurückzuführen und durch diese zu erklären, jedoch ohne dass hierin bis jetzt eine Uebereinstimmung der Ansichten erreicht worden wäre. Wenn ich es zum Schluss unternehme, auch diesen Punkt näher zu besprechen, so geschieht dies doch, ohne dass ich mich irgend der Hoffnung hingebe, die Angelegenheit dadurch irgend wie zum Abschluss zu bringen.

Die Bestandtheile der Sage, welche hierbei vorzugsweise in Frage kommen, sind namentlich folgende:

1. Die Fahrt in den fernen Osten,
2. die urplötzliche Rückkehr des Abwesenden auf übernatürliche Weise,
3. die sieben Jahre dauernde Abwesenheit,
4. die Verlobung der Gattin des Abwesenden mit einem Andern,
5. der unerkannte Eintritt in das eigne Haus und die Wiedererkennung vermittelst eines Ringes.

Vorzugsweise die ersten beiden voraufgeführten Züge sind es, in denen man mythologische Beziehungen erkennen zu müssen geglaubt hat. Die Veranlassung hierzu hat jedoch durchgängig nur darin beruht, dass die von den altnordischen Gottheiten auf uns gelangten Ueberlieferungen etwas Aehnliches enthalten.

Aber es ist sehr bedenklich, aus einer blossen Analogie einen gemeinsamen Ursprung zu folgern.

Uhland, der gerade diesem Gegenstande ein sehr eingehendes Studium zugewendet und ihn ebenso unbefangen als sinnvoll behandelt hat und ihn zugleich bei seiner umfassenden Kenntniss vollständig beherrschte, so dass er unter den Begründern der vergleichenden Sagenforschung eine der hervorragendsten Stellen einnimmt, sagt gewiss sehr richtig (Schriften I. 170—172). „Es entsteht die Frage, ist aus der Aehnlichkeit in Grundzügen und Einzelnheiten der Erzählung bei den verschiedenen Volksstämmen auf eine gemeinsame Sagenquelle, die in die verschiedenen Sprachen sich ergossen hätte, zu schliessen? oder auch auf die

525, Meier Märchen 343) von der Rückkehr des in die Gefangenschaft der Ungarn gerathenen allemannischen Grafen Udalrich. Hier hat die Gemahlin, nachdem sie die Ueberzeugung erlangt hat, dass ihr Gatte todt sei, den Schleier genommen, und es muss ihr dieser wieder abgenommen werden, damit sie mit ihrem Gemahle neu vermählt werden kann.

Verpflanzung der Sage, auf eine Entlehnung derselben je von einem Volke zum andern.“ „Selbst das ist noch in Frage, ob überhaupt die vorliegenden Aehnlichkeiten aus einem geschichtlichen Zusammenhange erklärt zu werden brauchen, ob nicht unter denselben Bedingungen auch dieselben poetischen Gebilde sich bei den verschiedenen Völkern unabhängig erzeugt haben können, ob nicht schon in der Natur des dichtenden Menschengeistes der gemeinsame Typus gegeben sei.“ — „In der Erwägung des Aehnlichen und Unähnlichen, des möglichen Zusammenhanges und der nicht minder möglichen Selbstständigkeit, geräth das Urtheil in Schwanken und der erste Eindruck auffallender Aehnlichkeiten bei Völkern, die sich der Zeit und dem Raume nach fern stehen, bricht sich an der Betrachtung des menschlich Gemeinsamen; wir verlangen noch ein besonderes Kennzeichen, woran die eine Sage als der andern durch Abstammung oder in der Seitenlinie verwandt erkannt werde. — — Solche glaube ich darin zu finden, wenn die Aehnlichkeit nicht in einfachen aus den natürlichen Zuständen des älteren Volkslebens unmittelbar erklärbaren, in sich abgeschlossenen und verständlichen Situationen besteht, sondern wenn sie auf zusammengesetztere Verhältnisse, weitere Umrisse und gewissermassen conventionelle oder technische Anordnungeu des Sagenstoffes, auf die Anlage und Eintheilung grösserer Dichtungen sich erstreckt; wenn hierin zur Erklärung der Sage des einen Volkes die Kenntniss der Sage des andern unentbehrlich ist, wenn uns in der letzteren plötzlich das Licht aufgeht, das wir in der ersteren, nicht mehr verstandenen vermissten.“

Die vorstehend aufgestellten Criterien, gegen die sich im Wesentlichen kaum ein Einwand wird erheben lassen, haben wir, da wo wir im Gange der vorliegenden Untersuchung die Sagen verschiedener Völker, Oertlichkeiten oder Zeiten zusammengestellt, stets zur Richtschnur genommen, wir werden uns aber auch gestatten, sie bei der Prüfung der von Anderen ausgesprochenen Ansichten als Massstab anzulegen.

Wie wenig der Umstand, dass einzelne Sagenzüge sich in derselben oder ähnlicher Weise bei verschiedenen Nationen vorfinden, an sich schon berechtige, auf einen gemeinsamen Ursprung zu schliessen, das mag nur an einigen wenigen Beispielen, wo sicher Niemand den letzteren annehmen wird, gezeigt werden.

Die Sage von einem Knaben, den sein Vater oder anderer Verwandter zu tödten befohlen hat, weil er befürchtet, dass er ihm verderblich werden werde, der aber statt dessen in der Wildniss ausgesetzt und in der Regel von Thieren ernährt wird und demnächst wirklich Den, der ihn hat tödten wollen lassen, des Throns und Lebens beraubt, findet sich bei den Persern (dem Cyrus des Herodot und Justin und dem Kaychosrew des Ferdusi), bei den Griechen (Oedipus), den Römern (Romulus und Remus) und den Deutschen (Wolfdietrich, Graf Heinrich von Kalw u. s. w.). Sind dies auch sämmtlich arische Völker, so ist es doch wenig wahrscheinlich, dass von ihnen die Sage schon von ihrem Ursitze mit gebracht sei.

Zu der phönizischen Sage über die Gründung Karthagos findet sich ein Seitenstück in der Ragnarlodbrockssage, in welcher Iwar, Ragnars Sohn, sich von dem englischen Könige Elle so viel Land erbittet, als er mit einer Kuhhaut umspannen kann, diese aber in schmale Streifen schneidet und auf der so umgränzten Stelle die Stadt London, oder nach einer andern Angabe die Stadt York erbaut. (Vgl. Uhland l. c. VII. 310.) Hier ist es also gleichzeitig ein semitisches und ein arisches Volk, bei dem sich die Sage findet. — Ueber die Erbauung der Stadt Danzig berichtet eine alte slavische Sage etwas Aehnliches (v. Tettau und Temme, die Volkssagen Ostpreussens, Lithauens und Westpreussens S. 204. 205).

Auch die Sage von Amleth (dem Hamlet des Shakspeare) bietet eine ganz unverkennbare Aehnlichkeit mit griechischen und römischen Sagen (Simrock in der Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen von Echtermeyer, Herrschel und Simrock Th. III. S. 162—170), dennoch ist es unzweifelhaft, dass sie auf dänischem Boden erwachsen ist. (Uhland II. 210.) „An ein eigentliches Entlehnen der einen Sage aus der andern ist sonach kaum zu denken und die Frage fällt mehr jener allgemeinen wunderbaren Sagenverwandtschaft zwischen den verschiedenen Völkern anheim.“ Uhland l. c. S. 211. Ein Gleiches gilt von der griechischen Sage von Dadalus einerseits und der altnordischen von Völunder andererseits (ib. II. 285).

In der Nornagestsaga wird erzählt, dass von den drei Nornen, die zur Wiege des Neugebornen geladen worden, zwei demselben

Glück verkündigt hätten, die dritte aber, weil sie sich vernachlässigt glaubte, hinzugefügt habe, dass dies nur so lange währen solle, bis die dem Kinde zu Haupte stehende Kerze niedergebrannt sei, und nun dessen Mutter die Kerze sofort ausgelöscht und sorgsam verwahrt habe. In ähnlicher Weise treten in der griechischen Heldensage die drei Moiren an das Bette des neugeborenen Meleager, von denen die dritte, nachdem die erste der Schwestern ihm Tapferkeit; die zweite Grossmuth verkündet hatte, erklärt, er werde nur so lange leben, als das gerade auf dem Heerde brennende Holzscheit vom Feuer nicht verzehrt sei, worauf die Mutter des Kindes diesen Holzscheit dem Feuer entzieht und sorglich auslöscht. Dass die nordische Sage der hellenischen ihren Ursprung verdanke, ist um so weniger anzunehmen, als der weitere Verlauf der Erzählung in Beiden ein durchaus verschiedener ist und nicht die mindeste Aehnlichkeit darbietet (vergl. ib. II. 333).

So wie sich bei Völkern verschiedenen Stammes und in sonstigen Beziehung durchaus abweichenden religiösen Anschauungen und Lehren der Glaube, einerseits an elfenartige Wesen (ib. II. 382), andererseits an Werwölfe (Grässe, Lehrb. d. Literaturgesch. III. 1. S. 382. 383) findet, so ist dies und in noch auffallenderer Weise und zwar noch bis auf den heutigen Tag bei dem an den Vampyrismus der Fall. Nicht nur begegnen wir diesem Aberglauben bei den Völkern Süd- und Osteuropa's, mögen sie hellenischer, tartarischer, finnischer, slavischer oder germanischer Abstammung sein, sondern er tritt uns auch schon in den ältesten Denkmälern der nordischen Sage entgegen, wie unter andern die von Asmund (Saxo Grammatic. Buch V. S. 136 der Ausgabe von Klotz. Lips. 1771) schon die Anweisung enthält, den wieder aufgewachten Todten, der die Lebenden verzehren will, dadurch unschädlich zu machen, dass man der wieder ausgegrabenen Leiche einen Pfahl durch den Leib stösst. (Uhland VII. S. 19. 220). —

Auch zu der in einem neugriechischen Volksliede (Fauriel chants populaires II. in der Uebersetzung von Müller II. 11) sich findenden Sage, wie durch den Tod eines einzigen Menschen das Meer weithin geröthet wird, bietet die altnordische Sage von Friedlev (Saxo VI. 146 sqq.) ein Seitenstück dar.

Die Zahl dieser Beispiele könnte ohne Mühe bedeutend vermehrt werden*). Die angeführten werden aber bereits genügen, um die Richtigkeit des oben ausgesprochenen Satzes darzuthun.

Zunächst nun haben insbesondere J. Grimm (Deutsche Mythologie 980) und J. W. Wolf (Die Mantelfahrt, Zeitschrift für deutsche Mythologie I. 63. Beiträge zur deutschen Mythologie I. S. 4. sqq.) in dem Geiste, welcher den Moringer und die übrigen Helden der erwähnten Sagen urplötzlich wieder in die Heimath führt, den nordischen Gott Ohdin oder Wuoton wieder erkennen wollen und die Ansicht ausgesprochen, dass in der deutschen Sage der Teufel an Ohdins Stelle getreten sei. Sie haben sich dabei besonders auf eine Erzählung von Saxo Grammaticus (I. 12) bezogen, in welcher Hading von Odhin — dessen Name dabei jedoch nicht genannt, der vielmehr nur aus anderen Umständen zu erkennen ist — in seinen Mantel gehüllt und übers Meer getragen wird. W. Müller bemerkt in dieser Beziehung (Die Fahrt in den Osten in: Niedersächsische Sagen und Märchen von G. Schambach und W. Müller S. 394): „Dieses Resultat ist an und für sich sehr dürftig, da es weder auf die Bedeutung des Teufels noch auf das Wesen des heidnischen Gottes Licht wirft. Es würde in diesem Falle nur ein Beleg für den hinlänglich bekannten Satz gewonnen sein, dass in christlichen Zeiten heidnische Träger von Sagen in andere verwandelt werden mussten, woraus man aber noch nicht auf irgend eine Uebereinstimmung der Wesen schliessen darf. Die Vermuthung erläutert auch keineswegs unsere Sagen hinlänglich und ist unsicher, weil es nicht gewiss ist, ob Saxos Erzählung, die undeutlich und abgerissen dasteht, mit den übrigen identisch ist. Hocker hat wenigstens mit eben so viel Recht oder Unrecht in Wolfs Zeitschr. I. 305 angenommen, dass die Göttin Freyja ursprünglich die Helden aus dem Oriente zurückgebracht habe. Vor allen Dingen ist es wunderlich, dass man glaubt, viel vollständigere und in sich verständliche deutsche Sagen durch unverständliche Bruchstücke nordischer erklären zu können und dabei auf Nebenpunkte das einzige Gewicht legt,

*) Besonders Liebrecht hat in seinen Anmerkungen zu des Gervasius von Tilbury Otia imperialia eine grosse Anzahl von solchen zusammengestellt.

die für die Forschung kaum in Betracht kommen. Ob derjenige, welcher den Helden zurückführt, Wuotan oder ein Nebelmännchen, welches Wolf in seltsamster Weise zu Wuotan macht, ob es ein ein Teufel, ein Engel oder Marie ist, darauf kommt zunächst nichts an."

Wir müssen dieser Ausführung Müllers uns im Allgemeinen anschliessen. Die Beweisführung Wolfs ist in der That sehr schwach. Er giebt zu: dass daraus, dass der nordische Gott Odhin als einen Mantel führend erwähnt werde, noch nicht unbedingt folge, dass auch der deutsche Gott Wuotan einen solchen als Attribut haben müsse. Aber, meint er, das letztere folge aus den deutschen Sagen, wo die Luftfahrt vorkomme. Dass es Wuotan sei, der in diesen Sagen auftrete, ist eine petitio principii, für welche ein Beweis nicht geliefert ist, wenn man nicht einen Cirkelschluss als solchen anerkennen will. Wolf gesteht sogar zu: dass die wunderbare Reise meistens nicht mit Hülfe eines Mantels vollbracht würde, doch will er dies dadurch erklären: dass die Erzähler ihm sichtlich auswichen. Wie schön Wolf es versteht, alle Züge der Sagen, die in seinen Kram nicht passen, weg zu eskamotiren, dafür ist unter andern seine Behandlung der Sage von Heinrich dem Löwen (Beiträge l. c. b.) ein deutliches Beispiel. Er sagt: wenn darin erzählt werde, dass der Herzog sich in eine Ochsenhaut habe einnähen lassen, damit der Greif ihn in sein Nest trage, so sei es klar, dass das Abenteuer mit den Greifen der Sage ursprünglich fremd gewesen sein müsse; die Ochsenhaut sei nichts als eine Lederdecke, ein Mantel, in welcher der Teufel den Herzog nach Hause zurück trug. „Der Erweiterer der Sage verstand aber nicht mehr, was der Mantel, die Lederdecke, bedeutete, er nahm sie also dem Teufel ab und benutzte sie zu der hinzugedichteten Geschichte von den Greifen, wo sie ihm besser passte. Ebenso ging er mit dem Schlafe des Herzogs während der Fahrt um. Der zu der Sage hinzugekommene Löwe sollte, dankbar für seine Lebensrettung, seines Herrn Leib und Seele retten. Darum verlegte der Interpolator den Schlaf des Herzogs auf den Giersberg, wo er des Teufels und des Löwen wachend harren musste, wenn er nicht dem ersteren verfallen wollte, wo der Löwe den vor Müdigkeit Entschlummerten weckt." — Wenn man nicht Anstand nehmen will, so mit dem Inhalt der Sagen herum-

zuspringen, so ist es auch nicht schwer, alles Mögliche hinein und heraus zu beweisen.

In der That ist aber auch nicht der mindeste stichhaltige Grund zu der Annahme vorhanden, dass der, welcher die plötzliche Zurückversetzung in die Heimath ausführt, Wuotan sein müsse, da die Göttersage von diesem auch nicht einmal etwas Aehnliches erzählt. Viel näher liegt es, in der heiligen Schrift und der christlichen Legende ein Vorbild zu suchen, da wenigstens der älteste Schriftsteller, der jene Sage mitgetheilt hat, und möglicher Weise mittelbar oder unmittelbar die Quelle für alle Folgenden gewesen ist, Cäsarius von Heisterbach, ein Geistlicher, und wie kaum sonst einer in den christlichen Mythen bewandert war. Schon das alttestamentliche apokryphische Buch: der Drachen zu Babel, erzählt, dass ein Engel den Propheten Habacuc mit dem Essen, das er den Schnittern bringen wollte, plötzlich nach Babylon versetzt, um den in die Löwengrube geworfenen Daniel zu speisen. Die mittelalterlichen Verfasser von Heiligen-Leben, so Jacob de Voragine in seiner Historia lombardica oder Aurea legenda sanctorum, und der Pfaffe Conrad in seinem Gedichte von Mariens Himmelfahrt sorgten dafür, dass jene Erzählung auch in den weitesten Kreisen bekannt werde. Der Letztere erzählt auch, dass, als einst Maria nach Johannes verlangt habe, ein Engel diesen, als er desselben Tages zu Ephesus Gottes Wort vorträgt, enthoben und vor Mariens Thür gebracht habe, und auch die übrigen Apostel sich in gleicher Weise aus allen Landen vor Mariens Hause zusammengefunden hätten. Nachdem die Auffahrt der Letzteren stattgefunden, wird jeder der Zwölfe wieder in das Land versetzt, in das er zuvor ausgesendet war (Aretin Beitr. IX. 1152 f. 1174 nr. 75 u. 76. Uhland l. c. II. S. 35. 37).

Sehr häufig kommen in den Sagen des Orients dergleichen plötzliche und übernatürliche Ortsveränderungen vor — die unter dem Namen der „Tausend und eine Nacht“ bekannte Märchensammlung ist voll davon — aber auch in den abendländischen sind sie sehr gewöhnlich. Schon der altgriechische Mythus, wo die Gottheit ihren Schützling den Augen der Feinde entzieht, indem sie ihn in eine Wolke hüllt, gehört hierher. Aber auch die spätere Zeit ist reich an ähnlichen Zügen. So wird Wolfdietrich mit seinem Rosse von einer Riesin fortgetragen. — In

einem holländischen Volksliede, der Jäger aus Griechen (abgedruckt in den Altdeutsch. Wäldern der Gebr. Grimm I. 161 fgg., deutsch übersetzt durch v. d. Hagen in dem Pantheon von Büsching und Kannegiesser III. S. 115 fgg.) wird ein griechischer Königsohn von einem Riesenweibe siebzig Meilen weit mit sammt seinem Pferde über Berg und Thal getragen. — Einer Luftfahrt nach dem Berg Sinai, ähnlich wie in der Sage von Herzog Richard von der Normandie, wird auch in der Erzählung von den zwei weissen Jungfrauen auf der Altenburg (Bindewald, Neue Sammlung von Volkssagen aus dem Vogelsberg nr. 47. Archiv f. hess. Gesch. u. Alterthumskunde XII. 2 p. 247) gedacht. In den Sagen von Faust und von Fortunatus finden wir die Luftreise auf einem Mantel wieder. Auch von dem Zauberer Virgilius wird berichtet: dass er in unglaublich kurzer Zeit von Neapel nach Chaldäa und zurück durch die Luft getragen sei (Hemmerlin De nobilitate cap. 2 fol. VIII^b. vergl. Roth Ueber den Zauberer Virgilius in Pfeiffers Germania IV. S. 278). — Eben so wird Heinrich von Ofterdingen auf einer ledernen Decke von Klingsor nach Thüringen geschafft (Grimm d. Sag. II. 343). Auch die Hohenzollern haben ihr Contingent zu diesem Sagenkreise beisteuern müssen. Der Held ist hier Graf Friedrich von Zollern, der in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts gelebt hat. Die Rückkehr desselben in die Heimath erfolgt auf einem Zauberpferde (Zimmernsche Chronik I. S. 278—280, wo die Sagen von dem Herrn von Bodman und vom Moringer sich unmittelbar anschliessen. — Uhland in der Germania IV. S. 93—95. Barth, Hohenzoll. Chronik S. 103 fgg. Vergl. Stillfried und Märker, Hohenzollernsche Forschungen I. 130). Noch andere derartige Sagen sind zusammengestellt von Simrock (Mytholog. 4te Aufl. S. 176. Menzel Odin 94 fgg. Rocholz Schweizersagen II. 114 fgg. W. Müller l. c. S. 393). —

Das vorstehend Angeführte wird ausreichen, um darzuthun, dass der in Rede stehende Sagenzug bei den allerverschiedensten, orientalischen und occidentalischen, südlichen und nördlichen Völkern vorkommt, und dass wir, wenn wir ihn auch bei den Deutschen finden, durchaus nicht zu der Annahme gezwungen sind, dass er ein Ueberbleibsel altgermanischer Götterlehre sei. — Gewisse Ideen werden unwillkürlich und nothwendig bei jedem noch in seiner Kindheit befindlichen Volke auftauchen;

da nun die Sage das einzige Mittel ist, was ein solches besitzt, um jenen Ideen Ausdruck zu geben, eine Gestalt für sie zu schaffen, so werden sich auch überall Uebereinstimmungen in den ältesten Volkssagen vorfinden. Auch Uhland (l. c. VII. 548) bemerkt: „diese Uebereinstimmung konnte in dem allgemeinen Typus der menschlichen Natur, der sich im Epos aller Völker bis zu einem Grade gleichmässig ausprägt, ihre Erklärung finden.“

Wenn nun in dem Vorstehenden auszuführen gesucht ist: dass wir den einen wesentlichen Zug des Moringerliedes, die wunderbare Zurückversetzung in die Heimath, nicht als eine mythologische Reminiscenz anzusehen brauchen, so soll damit nicht behauptet sein, dass wir in keiner einzigen der voraufgeführten Sagen auf Züge stiessen, welche als Ueberbleibsel aus der vorchristlichen Zeit anzusehen wären. Dies ist z. B. ganz unzweifelhaft da der Fall, wo das wüthende Heer eingeflochten ist, denn es ist namentlich von Uhland (l. c. VII. 604—614) und Liebrecht (La mesnie furieuse ou la chasse sauvage im Bulletin de l'acad. roy. de Belgique T. XXII. und in: des Gervasius von Tilbury Otia imperialia p. 175—201) auf das Ueberzeugendste dargethan: dass dasselbe eigentlich Wuotans oder Odhins Heer heisst, welcher Name ihm ja auch, wie bereits oben erwähnt, von Wyssenhere in dem Gedicht von dem Fürsten von Braunschweig gegeben wird. Wolf (Zeitschrift l. c. S. 65) geht aber zu weit, wenn er daraus, dass in einigen Sagen noch Anklänge an die heidnische Götterlehre vorkämen, schliessen will, dass auch die übrigen sie ursprünglich gehabt haben müssten und sie nur als unverstanden verloren gegangen oder mit christlichen Elementen vertauscht wären.

So sehr wir auch W. Müller in dem beistimmen müssen, was er gegen die Herleitung der Luftreise aus der altdeutschen Götterlehre einwendet, so wenig vermögen wir dies in Betreff seiner eignen Ansicht. Er legt den Schwerpunkt in die Reise nach dem fernen Osten, unter welchem eigentlich die Unterwelt zu verstehen sei, und findet in dieser einen Ueberbleibsel der alten Mythologie. „Wir erkennen vielmehr“ sagt er (l. c. S. 395) „in den oben mitgetheilten Sagen eine gemeinsame mythische Grundlage, die in ihrer ursprünglichen Fassung etwa so gelautet haben mag: Ein Held verlässt seine Gattin und verweilt eine Reihe von Jahren in der Unterwelt. Während seiner Abwesen-

heit verlobt oder vermählt sich (beides ist mythologisch einerlei) seine Gattin mit einem Andern. Der erste Gemahl kehrt zurück, giebt sich zu erkennen und verdrängt seinen Nebenbuhler."

Trotz der grossen Gelehrsamkeit, welche Müller unläugbar anwendet, um den Beweis für die Richtigkeit seiner Ansicht zu führen, ist ihm dies unseres Erachtens doch nicht gelungen, vielmehr ist jener viel zu künstlich, um recht überzeugend zu sein. Wenn Müller z. B. daraus, dass in unseren Sagen die rückkehrenden Helden von den Ihrigen Anfangs nicht erkannt wären, folgern will, dass sie in der Unterwelt gewesen sein müssten, weil der Tod dem Menschen das Ansehen nehme, was er bei gesundem Leibe hatte, so kann man entgegnen: dass man gar nicht genöthigt sei, zu einer solchen Supposition seine Zuflucht zu nehmen, da eine siebenjährige Pilgerfahrt oder Reise unter so viel Noth und Drangsal, wie sie z. B. Heinrich der Löwe erlitten, schon an sich ausreichen wird, um Jedem ein verändertes Ansehen zu geben. Noch weniger gerechtfertigt erscheint es, wenn Müller (l. c. S. 401) den Dienst des Grafen Hubert von Calw als Rinderhirte mit der Dienstbarkeit in der Hölle in Parallele stellt; das Volk hat wenigstens jenen Dienst gewiss nicht so angesehn, da es sogar, wie oben erwähnt ward, den Grafen nach seinem Tode als einen Heiligen verehrte.

Dazu kommt aber noch, dass auch von Odhin oder Wuotan — alle jene Ostenfahrer unserer Sagen sollen nämlich nur eine Incarnation von diesem sein, oder, wenn man lieber will, der Mythus von Odhin soll den Stoff zu denselben hergegeben haben — in den bezüglichen nordländischen Göttersagen gar nicht berichtet wird, dass er in die Unterwelt sich begeben habe. In der Erzählung bei Saxo (S. 13) geht er aus Verdruss über die Untreue seiner Gemahlin Frigg freiwillig nur in die Verbannung, und vertreibt bei seiner Rückkehr den Zauberer, der sich während seiner Abwesenheit zum Gotte gemacht hatte. In der andern Erzählung bei Saxo (S. 45) hat Odhin sich zum König der Ruthenen (Russen) begeben, dessen Tochter Rinda durch Hinterlist und Gewalt zu seinem Willen gezwungen, und wird nun zur Strafe hierfür von den andern Göttern verbannt, nach zehn Jahren aber wieder zurückgerufen und in seine Stelle von neuem eingesetzt. Dass Odhin diese Zeit in der Unterwelt zugebracht habe, ist als Vermuthung von Müller zwar auch schon früher

ausgesprochen (Altdeutsche Relig. S. 201), ausdrücklich gesagt ist es aber wenigstens in den Quellen nicht. Hält man sich streng an diese, so findet sich nur eine Uebereinstimmung zwischen der nordischen Götterlehre und unseren Sagen, die: dass auch Odhin einen Zug nach Osten (zu den Ruthenen) unternommen hat. In allem Uebrigen weichen beide von einander ab. Um das häufige Vorkommen von Reisen in das Morgenland in den Sagen zu einer Zeit, wo die Kreuzzüge noch im Gange oder wenigstens in frischem Andenken waren und die Pilgerfahrten in ferne Gegenden für das sicherste Mittel galten, sich das ewige Heil zu erwerben, oder die Erfüllung eines Wunsches zu erlangen, *) zu erklären, hat man sicher nicht nöthig, zur nordischen Götterlehre seine Zuflucht zu nehmen. Wir glauben daher eben so wenig in des Moringers Wallfahrt nach St. Thomasland, wie in seiner wunderbaren Rückkehr ein Ueberbleibsel der heidnischen Religion finden zu können. Die, welche die Rückkehr dafür hielten, konnten das wenigstens für sich anführen, dass es sich darum handle, eine Erklärung für die Erzählung eines Wunders zu suchen. Der Unternehmung einer Pilgerfahrt, die ein durchaus natürliches Ereigniss ist, steht aber auch nicht einmal dieser Rechtfertigungsgrund zur Seite.

*) Häufig ist insbesondere die Hoffnung, dass Gott den bis dahin versagten Kindersegen gewähren werde, Motiv für die Wallfahrt. Zu den oben ans dem Reinfriet und dem Sir Triamour Angeführten mag noch hinzugefügt werden: dass in dem Gedichte Wilhelm von Oesterreich von Joh. v. Würzburg, von welchen Zacher in Haupt's Zeitschr. I. 214 fgg. einen Auszug geliefert hat, Herzog Leopold von Oesterreich zu dem Heiligthume des h. Johannes in Ephesus wallfahrtet, um Gott zu bitten: dass er ihm einen Erben schenke. — Ein gleicher Beweggrund veranlasst in der oben bereits erwähnten italienischen Novelle: „Störung zur rechten Zeit“ den Floriandro, sich zeitweise von seiner Gemahlin zu trennen und eine Wallfahrt nach Gallicien zu unternehmen. Auch in der altfranzösischen Erzählung: Voyage d'outre-mer du comte de Ponthieu (Legrand d'Aussy Fabliaux et contes. 3me edit. T. V. p. 355 fgg.) unternimmt Thiébaut die Wallfahrt zum h. Jacob in der Hoffnung auf einen Erben, und vertraut beim Erwachen seiner Frau den deshalb von ihm in der Nacht gefassten Entschluss an. — Diese Uebereinstimmungen lassen sich aber sehr wohl durch den Geist der Zeit erklären und berechtigen uns nicht, allein aus ihnen auf eine gemeinsame Quelle dieser Erzählungen zu schliessen.

Was Müller (Niedersächs. Sagen S. 409 sqq.) in Betreff der Sagen anführt, in welchen eine gefährliche Werbung um eine Braut den Hauptinhalt ausmacht, mag an sich richtig sein, kann aber hier nichts beweisen, da in keiner der Sagen, die uns hier beschäftigt haben, eine solche Werbung des Helden vorkommt, der Letztere vielmehr überall bereits vermählt ist.

Wenn Müller schliesslich (l. c. S. 419) bemerkt: „die ganze Untersuchung zeige, wie noch in christlicher Zeit ein Mythus von dem höchsten heidnischen Gotte sich dadurch erhalten habe, dass das deutsche Volk ihn in verschiedenen individuellen Formen an historische Begebenheiten und an bedeutende Fürsten anknüpfte und lasse zugleich erkennen, wie ein Volk seine Geschichte durch Verbindung mit alten religiösen Ideen seinem Bewusstsein näher rückte und eben dadurch erhalte“, so bedarf dies, so richtig es auch im Allgemeinen sein mag, wenigstens in Bezug auf die hier in Rede stehenden Sagen nach dem Vorangeführten, gar sehr der Einschränkung.

Um nun noch der übrigen Bestandtheile, in welche wir oben die Moringersage zerlegt, kurz zu gedenken, so ist die Zeit von sieben Jahren als Dauer der Abwesenheit beinahe typisch. Sie ist dadurch entstanden, dass man die Zahl Sieben überhaupt als eine heilige und bedeutungsvolle ansah. Schon Uhland (l. c. I. 331) hat bemerkt: dass sieben Jahre der Zeitraum sei, der so häufig in Sagen und Märchen für die Dauer der Unterdrückung, Gefangenschaft oder sonstigen Trennung vorkomme. „Auf eine theologische Beziehung dieser Siebenzahl, nämlich auf ihren Zusammenhang mit den alttestamentlichen Feier- und Erlösungsjahren deutet der Sachsenspiegel in folgender Stelle: „„Das siebente Jahr, das heisst das Jahr der Losung, so sollte man ledig lassen und frei alle die gefangen waren und in Eigenschaft gezogen, wenn sie ledig und frei wollten sein. Ueber sieben mal sieben Jahr kam das funfzigste Jahr, das heisst das Jahr der Freude, so musste allermannlich ledig und frei sein, er wollte oder wollte nicht.““ (Sachsenspieg. B. III. Art. 42. §. 4. S. 145 fg. Schwabensp. C. 52. §. 12.)“

In den meisten der voraufgeführten Sagen sind wir denn auch der Siebenzahl begegnet. Sie findet sich aber nicht nur bei den germanischen, sondern, der ihr zu Grunde liegenden Idee entsprechend, auch bei den übrigen christlichen Nationen.

So kommt sie unter andern auch in der catalonischen Volksromanze La vuelta de D. Guillermo (Don Guillermos Heimkehr in Ferd. Wolfs Proben portugisischer und catalonischer Volksromanzen. Wien 1856. S. 131—133) und in dem altfranzösischen Gedichte von Amis und Amiles (herausgeg. v. C. Hofmann. Erlang. 1852. Z. 537 sqq.) vor.

Ebenso häufig findet sich in den Sagen der Zug, dass die Wiedererkennung des Heimgekehrten durch einen Ring erfolgt. (Grimm Hildebrandslied 79. Meistergesang 184.) Schon der alte Hildebrand giebt sich, als er nach zweiunddreissigjähriger Verbannung unerkannt in sein Haus zurückkehrt, seiner Hausfrau Ute durch einen in den Becher geworfenen Goldring zu erkennen. „Ein Ring in den Becher geworfen," sagt Uhland (l. c. I. 325. 326) „ist in vielen Sagen und Liedern (von Horn und Rimenild, dem edlen Moringer, Heinrich dem Löwen, dem Grafen von Calw u. s. w.) das Wahrzeichen, wodurch ein lang Abwesender der heimgebliebenen Gattin sich wieder zu erkennen giebt oder getrennte Liebende sich heimlich verständigen. Auch der Ring für sich allein leistet solche Dienste. In unserm „(der deutschen Heldensage)" Liederkreise sucht Rother, als Pilgrim verkleidet, seine Frau, die ihm gestohlen worden, zu Constantinopel auf, findet sie beim Hochzeitsmahl an der Seite eines heidnischen Königssohns, setzt sich neben ihr auf den Fussschemel und giebt ihr einen goldnen Ring, worauf sein Name gebuchstabt ist, daran sie seine Gegenwart erkennt. Auch als Waller sitzt Wolfdietrich an einem Brunnen vor der Burg, worin seine Frau, Sigeminne, von einem Riesen festgehalten wird; er verkündet ihr sein Kommen, indem er ihrer Dienerin, die bei dem Brunnen Kräuter holen soll, seinen Ring ansteckt. Hier der Brunnen, dort das Gastmahl, lassen vermuthen, dass ursprünglich auch das Trinkgefäss nicht gefehlt, wie nach einer andern Erzählung, in Caspars von der Röhn Heldenbuche (Str. 302), Wolfdietrich bei Sidratens schon bereiter Hochzeit mit demjenigen, der sich für den Erleger der Lindwürmer fälschlich ausgegeben, in Pilgerkleidung erscheint und den Ring Otnits, darauf dessen und ihr Name geschrieben, in den goldnen Kopf (Becher) sinken lässt, oder wie im Morolfsliede, wo ein Ring im Weine der Trinkenden unwiderstehliches Sehnen anzaubert.

All dieses Sagenhafte geht davon aus, dass es Geschäft der Frauen war, den Gästen den Labetrunk zu kredenzen. In dem angelsächsischen Gedichte von Beowulf, des 7. oder 8. Jahrhunderts, trägt die Königin den Becher im Saale rings umher. Im Liede von Walthers Flucht schenkt Hiltegund den wunden Helden den Wein. In Odins Halle selbst sahen wir die Walküren das Trinkhorn bringen. Aber auch dieses häusliche Geschäft des Schenkens gewinnt in Frauenhand Bedeutung und Weihe. Der Willkommbecher wird zum Tranke des Gedenkens und des Vergessens, auch zum Verlobungsbecher (Löftebeker, noch in neuerer Zeit bei den Ditmarsen) u. s. w.“ Auch in der Hegelingensage dienen, als Gudrun zuerst wieder mit ihrem Bruder Ortwin und ihrem Verlobten Herwig zusammentrifft, die Ringe als Erkennungszeichen. — In dem Gedichte von Friedrich von Schwaben (im Auszuge in Gräters Bragur Bd. VI. und VII. vgl. Hagens Germania VII. 95. sqq. — und in Uhlands Schriften I. S. 431. sqq. — eine vollständige Ausgabe wird von dem Litterarischen Vereine in Stuttgart vorbereitet) wird dem Helden, als er auszieht, um seine geliebte Angelburg zu erlösen, als Wahrzeichen ein entzwei gespaltener Ring mitgegeben. Andere Ringe, die Angelburg und ihre beiden Gefährtinnen ihm eingehändigt, dienen bei der Erlösung als Wahrzeichen. — Eben so giebt sich in dem Märchen der Bärenhäuter oder Grünrock (Grimms Kindermärchen nr. 101) der Verlobte seiner Braut durch den in den Becher geworfenen halben Ring, zu dem die andere Hälfte, welche die Braut aufbewahrt hat, passt, zu erkennen und auch in dem Märchen der Rabe (ib. nr. 93) erkennt die verwünschte Prinzessin den Mann, der sie erlösen soll, an dem Ringe, den er in den Kelch geworfen. In gleicher Weise finden wir in nicht germanischen Volksüberlieferungen den Ring als Erkennungszeichen, so in den spanischen Romanzen Caballero si à Francia ides und Caballero de lejas tierras (F. Wolf und Hoffmann Primavera nr. 155 und 156) und in der portugisischen Romanze Bella infanta (Wolf Proben S. 51. 52).

Schliesslich mag noch bemerkt werden, dass wenn in der Moringersage der Sitte gedacht wird, dass jeder Gast ein Lied singen müsse, uns auch hierin ein alterthümlicher Zug aufbewahrt ist. (Kirchhof Wendunmuth Th. I. S. 236, Th. V. 47 der Ausgabe von Oesterley. Uhland l. c. IV. S. 295. 296.)

Die Historie vom Grafen von Savoyen.

Titel: Dy history des grafen von soffey | In des regenpogen langen don. — Titelholzschnitt: Ein mit vielen Menschen besetztes Schiff; eine Person ist im Begriff, auf einer Leiter hinabzusteigen.

Schlussschrift: Tausend vir hundert vnd vij und x c Jare | nach der geburt vnsers herrn fürwar zu er | fort von meister hanssen Buchdrucker bey sant | Paulspfar fein hat getruckt vnd vollent ditz | Büchlein nach Lorenty Nun ruef mir an maria | die reine majet das sy vns behut vor leidt. — 6 Bll., deren letztes nur auf einer Seite bedruckt ist; ohne Seiten- oder Blattzahlen, Signaturen und Custoden.

Inhalt. Es wird in einem Buche berichtet, dass einst ein reicher und mächtiger Graf gewesen sei in dem Lande Soffey (Savoyen), der sich dünkte, dass ihm Keiner gleichkomme, der aber besonders auf seine Gemahlin, die Schwester des Königs von Frankreich, stolz war, indem er behauptete, dass Niemand sie an Schönheit und Tugend erreiche. Als der Graf in einer Nacht im Bette neben seiner schönen Frau lag und beide gedachten, wie glücklich sie vor vielen andern wären, da kam eine Stimme vom Himmel, die sie aufforderte, sich zu entscheiden, ob sie lieber zehn Jahre Ungemach erdulden und von ihrem Lande sich trennen, oder auf Erden glücklich, dafür aber im jenseitigen Leben ewig verdammt sein wollten. Die Ehegatten entschieden sich für das Erstere und kurz darauf wurde der Graf auch von zehn Königen mit Krieg überzogen und nebst seiner Gattin aus seinem Lande vertrieben.

Die Gräfin schlug vor, sich nach Jena (Genua) zu begeben und dort zu Schiffe zu gehen. Als der Graf, in Verzweiflung darüber, dass er von allen Mitteln so entblösst sei, am Meere auf und abging, vertraute ihm seine Gemahlin, dass sie bei der Flucht zwei Edelsteine in einem Büchslein mitgenommen, die wohl zwölfhundert Goldkronen werth wären und durch deren Verkauf sie aus aller Noth kommen würden. Der Graf war hierdurch hoch erfreut, als er aber in der Freude seines Herzens sein Weib minniglich umfing, kam ein Aar, ergriff das Büchslein und trug es mit sich fort in die Lüfte; vergeblich suchte der Graf es demselben wieder abzujagen. Als nun Beide betrübt am Meere standen, da kam ein Schiff angefahren, das sie auf-

nahm. Auf ihm befanden sich vier Kaufherren, die, ergriffen von der Schönheit der Gräfin, den Beschluss fassten, deren Besitz sich zu verschaffen und zwar so, dass sie reiheweise einem Jeden von ihnen eine Nacht angehören solle, den Grafen aber, da sie sich von demselben nicht trennen wollte, aus dem Wege zu räumen. Die Gräfin, die dies vernahm, eilte schnell zu ihrem Gatten, erzählte demselben, dass man ihn ins Meer zu werfen beabsichtige und rieth ihm an, sie zu verkaufen, da es sonst um sein Leben geschehen sei, jene aber Goldes genug hätten. Ihre Ehre wolle sie schon vor ihnen bewahren. Sie hätten bei sich einen alten Mann, dem sie folgen müssten, in dessen Schutz wolle sie sich begeben, er werde ihr solchen nicht versagen.

Der Graf ging, obschon mit grossem Widerstreben, auf diesen Vorschlag ein; als er aber das Gold empfangen, ward er aus dem Schiffe hinausgestossen, wobei jenes aus seinem Schoosse, in den es geschüttet worden, fiel und in das Meer sank. So wurden die Gatten getrennt. Der Graf blieb zurück am Strande in so grosser Verzweiflung, dass er Gott bat, ihn durch den Tod von seinem Kummer zu erlösen. Zuletzt entschloss er sich, bei einem Herrn im Lamparterland (der Lombardei) in Dienst zu treten. Diesem diente er auf's Trefflichste, bis das Glück ihm wieder hold wurde. — Die Gräfin hatte indessen, um sich gegen das Andringen der vier Kaufherren zu sichern, sich in die Obhut des alten Mannes begeben, der ihr seinen Schutz zusagte und die Kaufherren aufforderte, derselben gut wahrzunehmen, da der König von Frankreich in alle Lande ein Aufgebot habe ergehen lassen, dass er den, der ihm ein minnigliches Fräulein zuführe, mit einem ganzen Lande begaben wolle, sie mit der von ihnen Erkauften aber sicher diesen Preis gewinnen könnten. Die Kaufherren befolgten denn auch diesen Rath, schifften nach der Stadt Saback (Savona?), wo sie die Gräfin dem Könige für ein ganzes Land und acht Mark Goldes verkauften. Dieser war hocherfreut über seine Erwerbung und wollte sich von derselben, in der er seine Schwester nicht erkannte, nimmer wieder trennen, gewährte ihr jedoch auf ihre Bitte noch ein Jahr Frist für die Vollziehung ihrer Ehe. Er schrieb hierauf ein Preisrennen aus und liess die Ritter in allen Landen zur Theilnahme auffordern. Unter ihnen fand sich auch der Herr ein, bei dem der Graf in Dienst getreten und der ein Vetter des Königs war. Der Letztere bat jenen,

ihm einen Mann zu leihen, der vor der Dame wohl bestehen könne. Der lombardische Herr gab seinen Dienstmann, da keiner sich tüchtiger gezeigt hatte als dieser. Wie der Graf sich der Dame vorstellte, ward diese freudenvoll, da sie alsbald in ihm ihren Herzliebsten erkannte.

Als am nächsten Morgen das Stechen begann, bat der Graf seinen Herrn um die Erlaubniss, an demselben theilnehmen zu dürfen. Dieser ertheilte ihm solche nicht nur, sondern rüstete ihn auch mit seinem eigenen Harnisch, Schild, Speer und Ross aus. Bei allen Rennen blieb der Graf Sieger; als er hierauf vor seine Gemahlin geführt ward, sprang diese von ihrem Sitze auf, fiel ihm um den Hals und herzte und küsste ihn. Als der darob verwunderte König sie fragte, was dies bedeuten solle, gab sie sich diesem als seine Schwester zu erkennen und erklärte, dass jener ihr von seinen Feinden aus seinem Lande vertriebener Gatte sei. Der König war hocherfreut und dankte Gott, der alles so glücklich gefügt. Er gab dem Grafen nicht nur sein früheres Land zurück, sondern noch mehr dazu, auch Silber und Gold und viel werthe Mannen zum Dienst. Als der Graf und die Gräfin Urlaub nahmen um heimzukehren, küsste der König Beide und wünschte ihnen den Segen Gottes, denn das sei das Beste, was er ihnen wünschen könne. Beide Gatten lebten noch viele Jahre in hohen Ehren.

Das vorerwähnte Gedicht ist, wie schon der Titel ergiebt, in Regenbogens langem Ton gedichtet, von dem bereits bei der Erzählung von der Königin aus Frankreich und dem ungetreuen Marschall gehandelt ist. Es hat dies Veranlassung dazu gegeben, dass man Regenbogen selbst, bekanntlich Heinrich Frauenlobs Zeit- und wetteifernder Kunstgenosse, einer der zwölf alten Meister des Gesanges, der das Gewerbe des Schmids mit dem des Meistersängers vertauschte und hochbetagt in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gestorben ist, für den Verfasser gehalten hat. Als solchen nennt ihn namentlich Weller (Annal. I. S. 206), ohne jedoch einen Beweis hierüber beizubringen. Auch ist die Richtigkeit dieser Annahme sehr zu bezweifeln. Lessing (Eschenburgs Denkmäler S. 344) bemerkt zwar: „Das Lied ist für einen Meister des 15. Jahrhunderts viel zu gut und wenn die älteren Meister des 13. Jahrhunderts, wie ich beweisen kann, es

für eine Beleidigung aufnahmen, wenn ein anderer in dem ihnen eigenen Ton dichtete, so könnte leicht Regenbogen selbst der Verfasser des Liedes sein;" aber schon Eschenburg (l. c. S. 345) meint: dass die Sprache des Liedes, obwohl sie der der Minnesänger sehr nahe komme, doch nicht gestatte, für die Verfertigung desselben einen so frühen Zeitraum anzunehmen; sie müsste denn, wie es fast immer geschah, in der Folge abgeändert und verneulicht sein. Aber von dem weit schlechteren Character der Meistersänger unterscheide sich der dieses Dichters doch sehr auffallend; er gehöre daher wohl in die Zeit des Ueberganges der Minnelieder in die mehr lyrische abgemessene Form des Meistergesanges, die ohne Zweifel in die Mitte und die letzte Hälfte des 15. Jahrhunderts falle. v. d. Hagen (Minnesänger IV. S. 640 Anm. 1) schliesst sich der Ansicht Eschenburgs an, die von den Reimen, sowie von der Sprache und Darstellung bestätigt werde. Dass die vorliegende Dichtung nicht von Regenbogen selbst herrühre, kann man mit ziemlicher Zuversicht annehmen. Denn alle auf uns gelangten beglaubigten Gedichte desselben gehören der lyrischen oder der allegorisirenden Gattung an (v. d. Hagen l. c. S. 633 sqq.); es ist auch nicht ein Dichtwerk epischer Art von ihm bekannt. Darüber, dass spätere Dichter die von früheren erfundenen Singweisen benutzt, kann nicht der mindeste Zweifel obwalten; insbesondere geschah dies in Betreff des sogenannten langen Tons Regenbogens, wie wir ein Beispiel hiervon bereits in der vom Marschall verläumdeten Königin von Frankreich kennen gelernt haben.

Wenn wir nun aber auch mit Bestimmtheit annehmen können, dass das Gedicht nicht von Regenbogen herrühre und dass es erst der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts seine Entstehung verdanke, so vermögen wir darüber, wer denn nun der Verfasser sei, auch nicht einmal eine Vermuthung auszusprechen.

Das Gedicht ist nicht nur in einer Handschrift der Königlichen Bibliothek zu München, sondern auch in mehreren Ausgaben auf uns gelangt. Die älteste von diesen dürfte die aus dem 15. Jahrhundert herrührende sein, welche sich in Lessings Besitz befand ($^1/_2$ Bogen in kl. 4.) und die Eschenburg in seinen Denkmälern altd. Dichtk. S. 339—362 wieder hat abdrucken lassen; die älteste datirte Ausgabe ist die vorliegende. Sie wurde

von demselben Drucker, 1499 an sant mertiss abent, wiederholt. Dieser letztere Druck stimmt Zeile für Zeile mit dem vorliegenden, nur dass auf dem Titel durch einen Druckfehler Rehenbogen statt Regenbogen steht. (Panzer D. Annal. Suppl. S. 89 nr. 481b.) Andere Ausgaben sind: Ulm J. Zainer 1506. 8. (Aretins Beiträge IX. S. 466) und Nürnberg durch Jobst Gutknecht o. J. (c. 1510) 8 Bl. 8. — In neuerer Zeit ist das Gedicht ausser in Eschenburgs Denkmälern auch im Deutschen Museum 1783 II. S. 237 sqq. abgedruckt. (Vgl. Gödecke Grundr. §. 88. 139.)

Die hier vorliegende Ausgabe desselben ist offenbar sehr incorrect; zum Theil mag dies daher kommen, dass der Drucker die zur Zeit des Erscheinens bereits ein wenig veraltete Sprache modernisiren zu müssen geglaubt hat, zum Theil mag auch die Handschrift, welche dem Abdruck zu Grunde gelegen hat, nicht fehlerfrei gewesen sein. Denn nur so ist es erklärlich: dass das Metrum häufig verletzt ist, die Reime nicht selten verwischt sind und an dem Strophenmass, das 23 Verse erhalten soll, hin und wieder ganze Zeilen fehlen, auf der andern Seite aber das elfte Gesätz davon drei zu viel hat, die sich denn auch in andern Ausgaben nicht finden. Jene Umstände haben wohl dazu Veranlassung gegeben, dass in der hier vorliegenden Ausgabe die Verszeilen nicht abgesetzt, sondern durchlaufend gedruckt und nur die Anfänge des zweiten Stolls und des Abgesangs durch ein Zeichen kennbar gemacht sind. — Zum grossen Theil lassen sich übrigens diese Fehler aus den andern Ausgaben berichtigen, während anderer Seits unser Abdruck auch nicht wenige Lesarten darbietet, welche vor denen der anderen Drucke den Vorzug verdienen, so dass sich bei Benutzung aller Hülfsmittel ein ziemlich correctes Exemplar würde herstellen lassen.

Dass der Verfasser des Liedes den Inhalt desselben nicht erfunden, sondern aus einer älteren Quelle entnommen, darüber kann kein Zweifel obwalten. Er sagt dies selbst gleich im Eingange. Es fragt sich aber nun, welche ist dies?

Es existirt nämlich eine ganze Reihe von mittelalterlichen Erzählungen, die in sehr wesentlichen Zügen, namentlich in dem Umstande, dass ein Raubvogel ein Kleinod, indem er es für ein Stück Fleisch ansieht, entführt, mit der vorliegenden übereinstimmen. Es sind dies namentlich von altdeutschen das unter

der Bezeichnung die gute Frau veröffentlichte Epos und die Erzählung: Der Busant, die englische metrische Romanze: Sir Isembras und der französische Roman von Peter von Provence und der schönen Magelone, endlich ein orientalisches Märchen der Tausend und Einen Nacht.

Das erstgenannte Gedicht, was E. Sommer aus einer Wiener Handschrift in Haupt's Zeitschr. II. 385—481 herausgegeben hat, nachdem schon vorher von Ferd. Wolf in den Neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer Heldengedichte S. 73—97 ein Auszug geliefert war und v. d. Hagen im Museum für altd. Litteratur I. 576 ein Bruchstück bekannt gemacht hatte (vgl. Gödecke Mittelalter 701—703) ist die Arbeit eines unbekannten Dichters des 13. Jahrhunderts (Gödecke Grundr. I. 32. — Sommer l. c. S. 389 setzt die Abfassung in die Jahre 1230—1240), der sie im Auftrage eines Markgrafen, wie Wolf l. c. S. 74 glaubt eines Markgrafen von Baden, nach einer französischen Urschrift, die von einem markgräflichen Cappelan „der von Munferran*) war" mitgetheilt worden, in ein deutsches Gedicht gebracht hatte. Der erste Theil (von 21—1458), in welchem erzählt wird, wie der Held des Gedichtes, nachdem er viele Kämpfe ruhmvoll bestanden, zuletzt in den Besitz seiner heissgeliebten Herrin, der Gräfin von Berry und dadurch zugleich in den dieses Landes gelangt, bietet hier kein näheres Interesse dar, wohl aber der Verfolg der Erzählung. Als der Held (seinen Eigennamen Carlman erfährt man erst am Schluss des Gedichts) bei dem gelegentlichen Besuch einer Mühle eine Anzahl armer und bresshafter Leute erblickt und erfährt, dass seine Gemahlin es sei, die für dieselben Sorge tragen lasse, führt er sich zu Gemüthe, wie Gott jenen Unglücklichen gegenüber ihm so viel Gnade erwiesen und er Alles besitze, was er sich nur wünschen könne, dass aber das ewige

*) So lautet das Wort, und sicher richtig, im Abdrucke bei Sommer. Wolf las: Nunfferan (Graf Diutiska III. 849 Numfetran, v. d. Hagen Nunffevran u. s. w.) meint aber selbst, dass darunter Mont-Ferrand, die Vorstadt von Clermont-Ferrand im Departement Puy-de-Dome zu verstehen sei; näher liegt aber wohl noch die Annahme, dass das Dorf Montferrand bei Besançon gemeint sei. Die Eingangsworte: „ain burch lit ze Arle", sind wohl nur eine poetische Licenz, die noch nicht berechtigen, auf ein provenzalisches Original zu schliessen, wie Wolf dies (l. c. S. 75) halb und halb will, und stehen in Beziehung dazu, dass Arles als die Residenz des einen Sohnes der guten Frau genannt wird.

Heil über das Irdische gehe und dass doch das letztere gar unbeständig sei. Mit diesem Gedanken entschläft er an der Seite seines geliebten Weibes, mit ihm erwacht er. Da steht sein Entschluss fest; er hält es für sündig, länger in Ehren und Ueberfluss zu leben und beschliesst, Hab und Gut, Macht und Ansehn aufzugeben und ein unstätes mühevolles Leben zu führen. Seine Gattin, der er am Morgen diesen Entschluss mittheilt, billigt denselben, will aber das Ungemach mit ihm theilen; Beide verlassen heimlich ihr Schloss und irren als Bettler im Lande umher. Als ihre Noth den höchsten Grad erreicht hat, schlägt die Gräfin vor, sich, ehe sie noch Beide umkommen, zu trennen, und ihr Gemahl, obwohl er sich anfangs sträubt darein zu willigen, entschliesst sich zuletzt, sie als Leibeigene für zwei Pfund zu verkaufen. Das Geld, was er in einem rothen Säckchen aufbewahrt hat, wird ihm aber von einem Adler, der sich vom Hunger getrieben auf dasselbe stürzt, entrissen und alle seine Anstrengung, die Beute diesem abzujagen, bleibt erfolglos (V. 1477—1780, 1849—1864). —

Der dritte Theil des Gedichts (V. 1781—1848, 1865—3058), welcher die Schicksale der Gatten von der Trennung bis zur Wiedervereinigung erzählt, weicht nun wieder erheblich von der Historie vom Grafen von Savoyen ab. Eine sehr wesentliche Abweichung wurde schon dadurch herbeigeführt, dass jenes die Gräfin während ihres Bettlerlebens zwei Söhne gebären lässt, deren Schicksale nun auch mit eingeflochten werden mussten. Der Vater hatte sie bei sich behalten, als die Gatten sich trennten, er verliert sie aber, wie er einen nach dem andern über einen reissenden Fluss tragen will und als er dies in Betreff des einen gethan und den andern nachholen will, sammt dem Stege fortgerissen wird und die Kinder, als er sich endlich wieder aus den Fluthen rettet, von andern Personen, von denen sie verlassen am Ufer gefunden worden, aus Mitleiden mitgenommen sind. Das rothe Säckchen mit dem Gelde geräth in den Besitz der Gräfin, da der Adler, der es entführt hat, durch den Angriff anderer Raubvögel bedrängt, es vor ihren Füssen niederfallen lässt. Sie erhält dadurch die Ueberzeugung, dass ihr Gatte dem Hunger erlegen und seine Leiche von Raubvögeln verzehrt sei. Wie Bertha mit dem grossen Fusse und die Königin Sibille verdient sie sich ihren Lohn durch die Anfertigung kunstvoller Ar-

beiten von Goldfäden und Seide. Sie wird später die Bettgenossin, dann die Gattin des Grafen Thiébaut von Champagne und Blois, nach dessen baldigem Tode seine Erbin, endlich die Gemahlin des Königs von Frankreich. Aber in allen diesen Verhältnissen gelingt es ihr, das eine Mal durch die Dazwischenkunft eines Wunders, das andere Mal mit Hülfe eines Schwarzkünstlers, der den Gemahl impotent macht, ihre eheliche Treue zu bewahren. Als auch der König von Frankreich nach kurzer Ehe gestorben ist, ihr sein Reich hinterlassen hat und sie nun von den zwölf Pairs gedrängt wird, einen andern Gemahl zu nehmen, findet sich gerade an dem zur Entscheidung festgesetzten Tage ein Bettler ein, der sie um ein Almosen bittet, in welchem sie aber an einem gekrümmten Finger ihren Gemahl erkennt. Die Pairs willigen auch, nachdem sie von allem Vorgefallenen in Kenntniss gesetzt sind, darein, dass der Graf den Thron von Frankreich mit seiner Gemahlin theile, und auch die beiden Knaben, welche der Bischof von Rheims und der Graf von Orleans einst an sich genommen und aufs Beste hatten erziehen lassen, werden wieder aufgefunden. Der Dichter berichtet nun (v. 3019 fgg.), dass der, welcher so das Reich gewonnen, Karlman geheissen habe, seine Gattin aber nie anders als la bonne dame genannt worden, und der Name der beiden Kinder Karl und Pipin gewesen sei. Karl sei König zu Arles geworden, Pipin aber, der klein von Gestalt geblieben, weil seine Mutter, die ihn als sie im Spital lag geboren, ihn nicht wohl habe pflegen können, habe das Land gewonnen, „da wir nun inne sind“, in welchem dann der „biedere Karl“ sein Nachfolger gewesen, der so herrliche Pfade angelegt und dem die Schwaben und Franken für seine Wohlthaten immer dankbar sein müssten. Dessen Tochter sei Gertrud gewesen, die heilige Frau, die zu Haspelgau begraben liege. Der Dichter schliesst, dass er, nachdem er so die Märe, um welche der Markgraf ihn gebeten, beendigt, sie aufschreiben lassen wolle, guten Weibern zu Ehren, dass sie merken und schauen an dieser guten Frau, dass es nimmer einem Weibe übel gehe, welche Treue zu ihrem Manne trage.

So treffen wir hier wiederum auf ein Beispiel, dass eine Sage, die schon vorher umging — denn dass dies in Betreff der vorliegenden der Fall ist, kann kaum einem Zweifel unterliegen — dazu benutzt wurde, um ein episches Gedicht des Karlingi-

schen Sagenkreises daraus anzufertigen oder sie doch wenigstens in ein solches einzuflechten. Hier ist dies auf eine ziemlich ungeschickte Weise geschehen; denn der Zusammenhang ist ein äusserst loser, und wenn der Dichter nicht am Schlusse einige dem Hause der Karolinger angehörende Namen genannt hätte, so würde Niemand ahnen, dass es sich um eine Erzählung von den Schicksalen der Vorfahren Karls des Grossen handle. Daher kommt es denn wohl auch, dass sogar die Heldin namenlos bleibt und sich mit der Bezeichnung: la bonne dame begnügen muss, welche letztere aber wieder darauf hindeutet, dass die Angabe, das deutsche Gedicht sei die Uebertragung eines französischen, der Wahrheit entspreche.

Dass unter diesen Umständen jeder Versuch, historische Anhaltspunkte für die Erzählung aufzufinden erfolglos bleiben muss, liegt auf der Hand. Auch Wolf (l. c. S. 96) bemerkt, „dass er die Anknüpfung derselben an Karl den Grossen, der hier am Ende nebst seinem Vater Pipin als Sohn und Nachfolger eines Karlman und der namenlosen „„guoten Frowe““ erscheine, für willkürlich halte; es ihm aber eben so wenig gelungen sei, einen andern historischen Hintergrund dafür aufzufinden.“ Schliesslich spricht Wolf aber noch die Vermuthung aus, dass gerade gegen das Ende des 12. Jahrhunderts, in welche Zeit er die Abfassung des Gedichts glaubt setzen zu müssen, in der Vermählung Philipp Augusts, Königs von Frankreich, mit Isabellen, der Tochter des Grafen Balduin V. von Hennegau (1181), durch welche der Stamm Hugo Capets mit einer Abkömmlingin der Karolinger neuerdings sich verbunden und worauf man grosses Gewicht gelegt, und in der gleichzeitigen Verbindung des königlichen Hauses mit den Grafen von Champagne und Blois eine Veranlassung gelegen habe, die Karolingischen Stammsagen auf solche Weise zu erneuern. — Etwas weit hergeholt ist diese Annahme jedenfalls und bei der allgemeinen Neigung der damaligen französischen Dichter, schon vorhandene Sagenstoffe für den Karlingischen Sagencyclus zu verwerthen, auch nicht nothwendig, dagegen ist es immerhin möglich, dass die französische Urschrift der bonne femme schon in dem 12. Jahrhundert entstanden ist, wenn auch, wie schon oben bemerkt worden, die Uebertragung in das Deutsche nicht früher als in die Mitte des 13. Jahrhunderts gesetzt werden kann. Wolf bemerkt noch — und hierin müssen

wir ihm vollkommen beistimmen —: „Die dieser Sage zu Grunde liegende Idee hat mit jener in dem Romane von Bertha viele Aehnlichkeit; auch hier ist es der Sieg der Demuth und eines christlich frommen Gemüthes über irdischen Glanz und die Versuchungen der Sinnlichkeit, personifizirt in dem Bild eines entsagenden, duldenden, treuen und keuschen Weibes, noch dadurch erhöht, dass die vorausgesehenen Leiden Fôlge eines freiwillig aufgegebenen, vollkommen glücklichen Zustandes sind. So bizarr uns heutzutage eine solche ascetische Selbstpeinigung auch vorkommen mag, so ist das Mittelalter doch reich an derlei Beispielen, und so einseitig, übertrieben und practisch unwahr diese Weltansicht auch in der That ist, so ging sie doch häufig aus einer grossartigen Verachtung der Nichtigkeit alles Irdischen hervor.“

In dem zweiten der obenerwähnten altdeutschen Gedichte, dem Busant (Falco buteo, Busshart, Weihe), das aus einer in Meyers Besitz befindlichen Handschrift in dessen und Mooyers Altdeutschen Dichtungen, Quedlinb. und Leipz. 1833 S. 24—37 und demnächst von v. d. Hagen in den Gesammtabenth. Th. I. nr. 16. S. 331—366 herausgegeben ist, wird im Eingange erzählt, wie der Sohn des Königs von Engeland, als er sich zum Besuch der hohen Schule in Paris aufgehalten, hier mit der Königstochter ein Liebesverhältniss angeknüpft, und dieselbe, da der Vater sie an den König von Marokko vermählen wollte, entführt habe. Das Gedicht berichtet nun weiter: dass, als die beiden Liebenden in einen Wald gelangt wären, das von der Reise ermüdete Fräulein das Bedürfniss gefühlt habe, eine Zeit lang auszuruhen. Beide hätten sich daher niedergelegt und den Knecht vorausgeschickt, um in der nächsten Stadt Herberge für sie zu bestellen. Als die Dame in dem Schoosse ihres Geliebten entschlafen war, nahm dieser zwei Ringe, welche sie trug, um sie näher zu beschauen. Als er den einen zur Seite legte, schoss eine Weihe nieder und entführte denselben. Der Königssohn erhebt sich leise, um dem Vogel den sehr kostbaren Ring wieder abzujagen. Er verfolgt denselben lange mit einem Stocke und Steinwürfen, aber alle seine Bemühungen sind nicht nur erfolglos, sondern er verirrt sich dabei auch so in dem Walde, dass er sich nicht wieder zu seiner Geliebten zurückfinden kann. Als die Letztere

bei ihrem Erwachen ihn nicht sah, hoffte sie zwar anfangs, da sein Pferd noch da war, auf seine baldige Rückkehr, als solche aber nicht erfolgte und auch ihr Bemühen, ihn aufzufinden, vergeblich blieb, entschloss sie sich zuletzt mit schwerem Herzen den Weg allein fortzusetzen. Sie gelangte endlich zu einer Mühle, klagte dem Müller ihren Verlust und fand auch dort wohlwollende Aufnahme. Für die beiden Pferde — sie hatte auch das ihres Geliebten mitgenommen — liess sie von ihrem Wirthe in der nächsten Stadt Seide und Goldfäden einkaufen, aus welchen sie schöne Borten und allerhand Kleiderschmuck verfertigte, durch deren Verkauf sie ihren Lebensunterhalt erwarb. — In der Mühle wird sie nach einiger Zeit von einem Herzoge, dem Bruder des Königs von England, den das Waidwerk dorthin geführt hat, gefunden, und da dieser aus ihrem Wesen und ihren Arbeiten ihre hohe Herkunft erkennt, mitgenommen. Auf dasselbe Schloss wird längere Zeit nachher ein Mann gebracht, der das Ansehn eines wilden Thieres hatte und wie ein solches von den herzoglichen Jägern gefangen war. Es war dies der Königssohn, der aus Schmerz über den Verlust der Geliebten den Verstand verloren und einem Thiere gleich die ganze lange Zeit in dem Walde gelebt hatte. Durch angemessene Behandlung erhält er allmählich menschliches Wesen und seinen Verstand zurück. Ein Busant, den er auf der Jagd fängt und dem er wüthend den Kopf abbeisst, giebt endlich Veranlassung, dass er dem Herzog mittheilt, wie ein solcher Vogel ihn um seine Geliebte und seinen Verstand gebracht, worauf er denn auch von dieser wiedererkannt und mit Zustimmung der beiderseitigen Eltern die Vermählung der Liebenden mit grösster Pracht begangen wird; das junge Paar soll abwechselnd in Frankreich und England fortan seinen Aufenthalt nehmen.

Der Theil des Gedichts, welcher die Entführung und die Trennung der Liebenden enthält, bietet eine so auffallende Aehnlichkeit mit dem Roman von Peter von Provence und der schönen Magelone, von dem weiter unten ausführlicher gehandelt werden wird, dar, dass v. d. Hagen der in der Handschrift befindlichen Ueberschrift: Der Busant, noch den: Magelone beifügte, worin er aber jedenfalls zu weit geht, da beide Dichtungen doch auch so wesentliche Verschiedenheiten enthalten, dass von einer Identität nicht die Rede sein kann. Insbesondere weicht der zweite Theil

des Gedichts, von der Trennung bis zum Wiederfinden, völlig vom Roman ab. v. d. Hagen bemerkt selbst (l. c. S. CXXXIX) „Ihr" (der Königstochter) „verborgenes Leben in der Mühle erinnert theils an die vertauschte Königstochter und Braut Pipins, der auf der Jagd sie auch in der Mühle findet und Karl mit ihr erzeugt; theils durch die feinen weiblichen Arbeiten, woran sie erkannt wird, an die Königin von Frankreich, Karls verstossene Gemahlin. Der Liebeswahnsinn des Helden hat Vorbilder genug, in Iwein, Roland, Amadis, hinter denen Don Quixote nicht zurückblieb; er äussert sich jedoch hier mehr in thierischer Verwilderung, welche nach der Zähmung nochmals beim Anblicke des trennenden Raubvogels ausbricht und die Wiedervereinigung herbeiführt. Diese Verthierung auf eine Zeitlang findet sich auch in dem jüngern Roman von Pipins Söhnen Valentin und Ursson d. i. Bärensohn, weil er im Bärenneste wild aufgewachsen. Eigenthümlich ist das umständlich erzählte Hochzeitsfest, welches die anmuthige Darstellung des Ganzen schön beschliesst. Die Verbindung Englands und Frankreichs durch diese Hochzeit, und der Wohnungswechsel in beiden Reichen weist auf die Zeit, wo Nordfrankreich seit der Normännischen Eroberung noch grossentheils zu England gehörte."

Dass der Dichter, der der Sprache nach zu urtheilen, sein Werk in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts verfasst haben dürfte, einer französischen Quelle gefolgt sei, sagt er zwar selbst nicht — doch befindet sich da, wo man dies am ehesten erwarten könnte, zwischen V. 48 und 49 in der Handschrift eine Lücke — es kann aber kaum ein Zweifel darüber obwalten. Es wird weiter unten auf diesen Umstand zurückgekommen werden. Dass der Dichter bei seiner Arbeit immer geschickt verfahren, kann man nicht behaupten. Es ist schon nicht recht motivirt, dass der Sohn des Königs von England bei der grossen Zuneigung, welche die Eltern und übrigen Verwandten seiner Geliebten ihm zeigen, auch nicht einen Versuch macht, auf gütlichem Wege ihre Hand zu erlangen, sondern gleich zur Entführung seine Zuflucht nimmt; eben so unerklärlich ist es, dass er, als er die Geliebte nicht gleich wiederfinden kann, sofort den Verstand verliert, — die von v. d. Hagen angeführten Beispiele können nicht zur Rechtfertigung dienen, da dort überall die Veranlassungen durchaus andere sind — am unbegreiflich-

sten ist es aber, dass der Held, als er nun wieder bei gesunden Sinnen sich befindet, weder seinem Oheim, der so wohlwollend sich seiner angenommen, sich entdeckt, noch irgend einen Versuch macht, die verlorene Geliebte wieder aufzufinden, vielmehr abwartet, bis ein zweiter Busant den Knoten löst, so wie ein erster ihn geschürzt hat.

Die englische metrische Romanze Sir Isumbras (gedruckt in einer Ausgabe des 16. Jahrhunderts, Lond. Will. Copland und nach dieser in (Utterson) Select pieces of early popular poetry Lond. 1817 Vol. I. p. 73 fgg., nach einer Handschrift in: The Thornton Romances edit. by Halliwell Lond. 1844. p. 88—120, im Auszuge in Ellis Specimens of early engl. metric. romances. Lond. 1848 S. 479—491) ist nach Wolf (l. c. S. 84) gleichfalls unzweifelhaft einem französischen (nach Halliwell wahrscheinlich einem anglo-normännischen) Originale nachgebildet. Im Eingange des Gedichts erscheint, ähnlich wie in der Historie vom Grafen von Savoyen, ein Engel dem in aller Fülle irdischen Glückes lebenden Helden, wirft demselben seine Ueberhebung vor und verkündet ihm: dass er zur Strafe für diese einige Zeit in Niedrigkeit und Noth zubringen werde. Sir Isumbras erkennt die Strafe als gerecht und unterwirft sich ihr nicht nur ohne Murren, sondern mit Dank gegen den Himmel, der ihm das Missgeschick zu einer Zeit sende, wo Jugend und Kraft der Gesundheit ihn in den Stand setzen, solches eher zu ertragen. Alsobald bricht auch mannigfaches Unglück über ihn ein; sein Weib und seine Kinder retten kaum das nackte Leben aus seinem niederbrennenden Schlosse und er tritt nun, zur Sühne aller Sünden, mit ihnen eine Wallfahrt nach Jerusalem an, wobei sie von dem leben, was sie sich unterweges erbetteln. Sie gerathen hierbei in die grösste Noth und sind zuletzt auf die Beeren des Waldes als einzige Nahrung angewiesen. Als sie an einen reissenden Fluss kommen, über den Sir Isumbras seine Kinder einzeln auf seinen Armen hinüber schaffen muss, werden die beiden ältesten, wie im Gedichte von der guten Frau, von ihm getrennt, indem das eine von einem Löwen, das andere von einem Leoparden geraubt wird. Die Gatten gerathen demnächst bettelnd auf ein Schiff, auf dem sich ein heidnischer Sultan befindet, der von der Schönheit der Frau so ergriffen wird, dass er sie ihrem

Gemahl für Hundert Pfund Pfennige abkaufen will. Sir Isumbras weigert sich zwar auf den Handel einzugehen, wird aber nebst seinem jüngsten Kinde zwangsweise von den Schiffsleuten wieder an das Land gesetzt und ihm das Kaufgeld in den Mantel geschüttet, dies wird ihm denn nun von einem Adler entführt, der durch die rothe Farbe des Mantels, in den es gewickelt worden, angelockt ist. Ohne Erfolg bemüht er sich, dem Raubvogel die Beute wieder abzujagen. Als er an die Stelle, wo er das jüngste Kind gelassen, zurückkehrt, sieht er, wie dieses eben von einem Einhorn entführt wird. Sir Isumbras kommt dann zu einem Schmied, bei dem er sieben Jahr arbeitet und seine Freistunden anwendet, um für sich eine Rüstung anzufertigen, da er vernommen, dass die Saracenen immer grössere Fortschritte machen und die Hoffnung nicht aufgeben kann, dass sein Arm dazu auserkoren sei, die Christenheit zu rächen. Er verlässt dann heimlich seine Schmiede, begiebt sich zum Heere der Kreuzfahrer und verhilft diesem durch Wunder der Tapferkeit zum Siege. Auch der Sultan, der ihn einst seiner Gattin beraubt, fällt von seiner Hand. Dann geht er nach dem heiligen Lande, durchpilgert dies sieben Jahre, wobei er sich die grössten Entbehrungen und härtesten Bussen auflegt. Endlich geräth er bettelnd in ein prächtiges Schloss, wo er von einer mildthätigen Königin aufgenommen wird; es ist dies seine Gemahlin, die der Sultan, indem er die Vollziehung der Vermählung mit ihr bis zur Beendigung des Zuges gegen die Christen, auf dem er gerade begriffen war, ausgesetzt, in sein Land vorausgeschickt hat, dessen Regentschaft ihr übertragend, welche letztere ihr auch, nachdem jener in der Schlacht sein Leben verloren, verblieben war. Lange wohnen beide Gatten bei einander ohne sich zu erkennen; endlich wird die Wiedererkennung durch den rothen Mantel herbeigeführt, der mit dem Kaufgelde durch den Adler entführt war und den Isumbras durch einen glücklichen Zufall in dessen Neste gefunden. Die Königin theilt nun den Thron mit ihrem Gemahl. Als Sir Isumbras jetzt aber seine neuen Unterthanen zum Christenthum bekehren will, entsteht eine Empörung; benachbarte saracenische Fürsten kommen den Aufrührern zu Hülfe. Isumbras, blos von seiner Gattin, die sich gleich einem Manne gerüstet, unterstützt, unternimmt den Kampf, ist aber im Begriff, der Uebermacht zu unterliegen, als drei junge Ritter, der eine auf

einem Löwen, der zweite auf einem Leoparden, der dritte auf einem Einhorn ihnen zu Hülfe kommen. Diesen, besonders aber den Thieren, vermögen die Feinde nicht zu widerstehen; drei und zwanzig Tausend derselben bedecken bald mit ihren Leichen das Schlachtfeld, die übrigen entgehen nur durch schleunige Flucht dem gleichen Schicksal. Isumbras wird nun von seinen reuigen Unterthanen, die sich auch nicht ferner sträuben, den christlichen Glauben anzunehmen, mit Jubel empfangen, erobert noch drei andere heidnische Königreiche, die gleichfalls zum Christenthum bekehrt werden, und verleiht diese seinen Söhnen, denn diese waren die drei Ritter — wie dieselben am Leben erhalten sind, gerade so wunderbar in dem entscheidenden Augenblick anlangen und wodurch die Wiedererkennung erfolgt ist, erfahren wir jedoch nicht. — Das Gedicht schliesst mit dem Wunsche, dass uns allen ebenso wie jenen die ewige Seligkeit zu Theil werden möge.

Viel bekannter wie die vorstehend aufgeführten Gedichte ist der Roman von Peter von Provence, dem Ritter mit den Schlüsseln, und der schönen Magelone geworden; es existirt fast keine europäische Sprache, die ihn sich nicht angeeignet hätte. Anscheinend knüpft der Inhalt sich an eine wirkliche Begebenheit, deren Hauptschauplatz die Provence ist, an; denn eine Insel bei Marseille, auf welcher die Heldin Zuflucht gefunden haben soll, führt noch jetzt den Namen Maguelone und der letzteren Grab wird noch gezeigt. Seine erste Bearbeitung, in einem provenzalischen Gedichte, wird denn auch einem Stiftsherrn zu Maguelone, Bernard von Treviez, der im 13. Jahrhundert lebte, zugeschrieben (Raynouard Poés. d. Troubad. II. S. 317. Diez Poesie d. Troubadours S. 206. Nyerup über die dänischen Volksbücher Morskabsläsning. Kopenhag. 1816 S. 134. Fauriel Hist. de la poés. provenç. III. 506. 507), ein Umstand, der allerdings den Verdacht rege machen kann, dass der Stiftsherr mit Benutzung anderweit umgehender Sagen und ohne beglaubigte historische Grundlage zur Verherrlichung seines Klosters seine Arbeit angefertigt habe. Wie einige (P. Gariel Idée de la ville de Montpellier II. S. 113. Millin Voyage en France IV. p. 354. Müller Bekenntnisse merkw. Männer I. S. 260) behaupten, hat Petrarca dann die Arbeit des Bernard von Treviez verbessert. Von allem diesem ist jedoch

nichts auf uns gekommen. Doch wurde 1457 daraus eine Prosaübersetzung in das Nordfranzösische gemacht, die dann das Vorbild für alle anderen Bearbeitungen dieses Stoffes geworden und bereits 1480 gedruckt ist. (Die grosse Anzahl von Ausgaben, Bearbeitungen und Auszügen in französischer Sprache, sowie die Uebersetzungen und Nachbildungen in das Spanische, Catalonische, Niederländische, Dänische, Isländische, Böhmische, Russische, Ungarische siehe bei Grässe l. c. S. 386. 387, v. d. Hagen l. c. I. pag. CXXXVI—CXXXIX.)

Auch das deutsche Volksbuch, was den Gegenstand behandelt, ist aus dem Französischen übertragen durch Veit Warbek, und zuerst, durch den als Beförderer der Reformation bekannten Georg Spalatin mit einer Vorrede versehen, Augsburg 1535, seitdem aber fast unzählige Male gedruckt (Hagen l. c. S. CXXXVII. Gödecke Grundriss I. S. 121; bereits 1539 wurde die Geschichte auch dramatisch von einem Studenten bearbeitet. Koberstein l. c. I. S. 421), auch in die neuesten Sammlungen der deutschen Volksbücher, so in die von Marbach (nr. 5), in die von Simrock (Nr. VII.) u. s. w. aufgenommen, am bekanntesten aber durch die Bearbeitung von Tieck (zuerst in den Volksmärchen von Pet. Lebrecht, dann im Phantasus) geworden.

Da ich unter diesen Umständen den Inhalt im Allgemeinen als bekannt voraussetzen kann, so werde ich mich hier auf diejenigen Züge beschränken, welche von besonderem Interesse für den vorliegenden Gegenstand sind.

Nachdem Peter seine Geliebte entführt hatte — eigentlich ohne rechte Veranlassung, da ihm, wenn er sich als den Sohn des mächtigen Grafen von Provence zu erkennen gegeben hätte, von ihren Eltern schwerlich ihre Hand verweigert sein würde, und der Umstand, dass der alte provenzalische Ritter Castellanos es Petern einst als ehrenvoll gepriesen, sich blos durch seine Tapferkeit die Braut zu erwerben, als eine solche Veranlassung kaum angesehen werden kann — gelangt er gegen Tagesanbruch mit der Geliebten in einen dichten Wald. Er hebt die schöne Magelone von ihrem Pferde und setzt sich mit ihr in den Schatten der Bäume. Nachdem sie einige Zeit von ihren Angelegenheiten gesprochen, wird das Fräulein müde, legt ihr Haupt in Peters Schoss und schläft ein. Als dieser sie so recht nach Lust betrachtet, bemerkt er ein Büchschen von rothem Sandel-

holz in ihrem Busen, öffnet dasselbe und findet darin die drei Ringe, die er ihr früher selbst gegeben hatte. Als er das Büchschen dann neben sich hingelegt, stürzt ein Sperber, der es für ein Stück Fleisch hält, auf dasselbe, ergreift es und fliegt damit fort. Peter sucht es ihm wieder abzujagen und verfolgt ihn deshalb mit Steinwürfen, wodurch der Vogel auch wirklich zuletzt genöthigt wird, das Büchschen los zu lassen, das aber, da er inzwischen sich auf einen im Meere stehenden Felsen gesetzt hatte, auf diesen fällt. Peter versucht in einem kleinen Kahne, den er am Ufer findet, den Felsen zu erreichen, wird dabei aber von einem plötzlich sich erhebenden Sturme gefasst, auf die hohe See getrieben, von Piraten gefangen und von diesen dem Sultan von Egypten zum Geschenk gemacht. — Magelone gelangt nach mühevoller Wanderung nach Aigues-mortes, dem Wohnort von Peters Eltern, und gründet auf einer daneben liegenden Insel ein Spital, das sie St. Peter von Magelon nennt, in das auch Peter geräth, als er krank und elend in der Heimath wieder anlangt und wo die Wiedererkennung vor sich geht. Die Vermählung wird hierauf unter Zustimmung der beiderseitigen Eltern aufs Prächtigste begangen.

Das oben in Bezug genommene orientalische Märchen ist die Geschichte der Liebe des Prinzen Kamaralsamam von der Insel Chaledan und der Prinzessin Badur von China in der arabischen Märchensammlung: Tausend und Eine Nacht (221—238ste Nacht der Uebersetzung von M. Habicht, v. d. Hagen u. K. Schall). Auch hier beschränken wir uns auf denjenigen Theil der Erzählung, welcher einen Paralellismus mit der abendländischen Benutzung des Stoffes darbietet. Nachdem die beiden Liebenden China verlassen, um sich in das Vaterland Kamaralsamans zu begeben, gelangen sie eines Tages auf eine schöne mit schattigen Bäumen besetzte Wiese, auf der sie sich lagern, um die übergrosse Hitze vorübergehen zu lassen. Als die Prinzessin Badur eingeschlafen ist, setzt der Prinz sich zu ihr und betrachtet einen Gürtel, den sie, um es sich bequemer zu machen, abgenommen und neben sich hingelegt hatte. Er bemerkt daran einen kleinen Beutel, fühlt in diesem etwas Hartes, öffnet denselben, um zu sehen, was dies sei, und findet einen Karneol, in dem Bilder und unbekannte Schriftzeichen eingeschnitten waren — es war ein Talisman, der

dem, welcher ihn bei sich trug, Glück brachte —; wie er denselben, um ihn besser betrachten zu können, auf der flachen Hand liegen hat, schiesst plötzlich ein Vogel aus der Luft nieder, ergreift den Stein und fliegt damit fort. Der Prinz verfolgt nun den Vogel, der den Stein verschluckt hatte, in der Hoffnung ihn durch einen Steinwurf tödten zu können, zehn Tage hindurch und verliert am elften, als er an eine grosse Stadt gelangt, zuletzt denselben aus den Augen. — Als die Prinzessin bei ihrem Erwachen sich von ihrem Geliebten verlassen sieht und derselbe auch nach längerem Warten nicht zurückkehrt, zieht sie die diesem gehörige Kleidung an und giebt sich für ihn aus. Für einen Mann gehalten wird sie zuletzt Gemahl der Tochter des Königs der Ebenholzinsel und Regent dieses Landes. Dorthin gelangt auch Kamaralsaman als armer Mann und Gefangener; er wird von seiner Geliebten wieder erkannt, die nun nicht nur ihren Thron mit ihm theilt, sondern ihm auch gestattet, neben ihr selbst noch ihre Gattin zur Frau zu nehmen.

Alle bisher aufgeführten Erzählungen haben das Gemeinsame, dass zwei Liebende getrennt werden, beide nachher mancherlei Fährlichkeiten zu bestehen haben, die Frau in eine günstige, meist glänzende Lage kommt, der Mann dagegen in einem kläglichen Zustande ohne eine Ahnung davon zu haben, in ihre Nähe gelangt, sie ihn aufnimmt, für ihn Sorge tragen lässt und nachdem zuerst sie ihn wieder erkannt, sich nun auch ihm zu erkennen giebt und die glückliche Lage, in der sie sich befindet, mit ihm theilt. In der Regel ist es ein Thron, den sie erlangt hat, wie in dem Grafen von Savoyen, der guten Frau, dem Sir Isumbras und dem Prinzen Kamaralsaman; in mehreren Fällen sind es Verwandte, namentlich des Geliebten, wo das Schicksal sie hingeführt hat, wie im Grafen von Savoyen, dem Busant und der Magelone. Daneben spielt in allen jenen Erzählungen ein Raubvogel eine wichtige Rolle, der eine Kostbarkeit, weil er sie der rothen Farbe wegen für ein Stück Fleisch gehalten hat, entführt.

Unter diesen Erzählungen lassen sich aber zwei Reihen deutlich unterscheiden, die wegen ihrer besonderen charakteristischen Züge eigene Gruppen bilden. In der einen verzichten die beiden Liebenden, die hier bereits mit einander vermählt

sind, auf irdisches Wohlergehen, um die ewige Seligkeit zu erlangen; sie werden durch die Noth zuletzt dahin gebracht, dass der Mann ein Kaufgeld für seine Gattin annimmt und dass dies es ist, was von dem Vogel geraubt wird; doch sind die beiden Gatten stets schon getrennt, als das Letztere geschieht. Der Mann erhält später Gelegenheit, sich durch seine Tapferkeit auszuzeichnen, und dieser Umstand ist es, der mittelbar oder unmittelbar die Wiedervereinigung der Gatten herbeiführt. Diese Reihe von Erzählungen besteht aus dem Grafen von Savoyen, der Guten Frau und dem Sir Isumbras. In der zweiten Reihe, zu welcher der Busant, die Magelone und der Prinz Kamaralsaman gehören, ist das, was der Vogel entführt, ein Kleinod, welches der Mann bei der in seinem Schosse schlafenden Geliebten erblickt und zur näheren Betrachtung abgenommen hat. Dieser Raub und die Bemühung des Helden, dem Vogel seine Beute wieder abzujagen, geben die Veranlassung dazu, dass beide Liebende getrennt werden.

Darüber, dass die Erzählungen jeder der beiden Reihen eine gemeinschaftliche Quelle haben, kann kein Zweifel obwalten. Am unwiderlegbarsten tritt dies bei der Magelone und dem arabischen Märchen hervor. Bestände deren Uebereinstimmung allein in der durch einen ein Kleinod entführenden Vogel herbeigeführten Trennung der beiden Liebenden, so könnte man es allenfalls immer noch für möglich halten, dass dasselbe dichterische Gebilde zweimal und unabhängig von einander entstanden sei, aber es sind noch zwei andere nicht weniger charakteristische Züge, denen wir in beiden Dichtungen in fast völlig gleicher Weise begegnen. In der Magelone birgt Peter die Schätze, die er vom Sultan erhalten hat, in 14 Fässern, schüttet aber oben und unten Salz auf das Gold und nimmt die Fässer so als eine zum Verkauf bestimmte Salzladung, wie er seine Fahrt in die Heimath antritt, mit auf das Schiff. Als Peter demnächst allein auf der Insel Sagona zurückbleibt, weil er versäumt hat, sich bis zum Abgang des Schiffes einzufinden, übergiebt der Schiffspatron die vierzehn Fässer als eine mildthätige Gabe dem von Magelone gestifteten Hospitale, die, als sie einmal Salz braucht, jene öffnen lässt und nun zwischen dem Salz eingepackt den Schatz findet. — In dem arabischen Märchen schüttet Kamaralsaman in den oberen Theil von funfzig halb mit Goldstaub

gefüllten Krügen, die er in einem Gewölbe gefunden, Oliven, als er sich zu Schiffe begeben will, um in seine Heimath zurückzukehren und übergiebt die Gefässe, als lediglich jene Frucht, die er auf der Ebenholzinsel, dem nächsten Reiseziel, verkaufen wolle, enthaltend, dem Schiffspatrone. Als Kamaralsaman sich verspätet hat und in Folge dessen das Schiff ohne ihn abgesegelt ist, gelangen die Krüge in den Besitz seiner von ihm getrennten Geliebten, die, als sie um die Oliven zu versuchen, einen von jenen ausschüttet, das Gold darin findet. Man sieht, dass im Wesentlichen beide Erzählungen Zug für Zug übereinstimmen. Wenn in der Magelone an die Stelle der Oliven Salz getreten ist, so kann dies nicht auffallen, denn Oliven von weit her zum Verkaufe nach der Provence, dem Vaterland derselben, bringen, hätte doch gar zu sehr geheissen: Eulen nach Athen tragen. — Der dritte Punkt, worin die in Rede stehenden Dichtungen übereinstimmen, beruht darin, dass das von dem Vogel geraubte Kleinod zuletzt wieder zu der zurückgelassenen Geliebten gelangt und diese daraus glaubt abnehmen zu müssen, dass ihr Geliebter sein Leben eingebüsst habe. In der Magelone wird ein Fisch, der das von dem Raubvogel fallengelassene rothe Büchschen verschluckt hat, gefangen und zum Grafen von Provence gebracht; als man jenen öffnet, findet man das Büchschen, was die Gräfin nun Magelonen überbringt. Im arabischen Märchen wird der Vogel, der den Carneol verschlungen, vor Kamaralsamans Augen von zwei andern Vögeln zerfleischt, dabei kommt etwas Rothes zum Vorschein, worin jener bei näherer Untersuchung den ihm vor langer Zeit entführten Carneol erkennt. Als er die fünfzig Krüge mit Goldstaub und Oliven füllt, packt er in einen derselben den Edelstein mit ein, um ihn ja nicht zu verlieren; so gelangt dieser denn zugleich mit den Krügen in die Hände der Prinzessin Badur, und wird von ihr, als sie deren Inhalt untersucht, gefunden.

Diese Uebereinstimmüngen in mehreren völlig von einander unabhängigen und unter sich in keinem nothwendigen Zusammenhang stehenden Zügen lassen keinen Zweifel darüber aufkommen, dass die eine Erzählung die Quelle der andern ist, oder beiden dasselbe Vorbild zu Grunde liegt. Dass das Letztere der Fall sei, ist nicht wahrscheinlich, da sonst wohl von diesem Vorbilde

eine Spur auf uns gelangt sein würde*). Dagegen spricht sehr viel für die Annahme, dass der Verfasser der Magelone das arabische Märchen gekannt und benutzt habe. In Tausend und Einer Nacht ist die Liebesgeschichte Kamaralsamans und der Prinzessin Badur gerade diejenige Erzählung, bis wohin die Handschriften zusammenstimmen, während das Weitere in den verschiedenen Fortsetzungen sehr von einander abweicht; sie gehört also zu den ächten alten Nachtmärchen. (Vgl. v. d. Hagen Uebersicht der ersten 13 Bände seiner, Habichts und Schalls Uebersetzung der Tausend und Eine Nacht. Bd. XIII. zu XLIX.)

Dieselben sind jedenfalls älter als die erste Abfassung der Magelone, da bereits Al Masudi (zu Anfang des 4. Jahrhunderts der Hedschra, im 10. Jahrhundert nach Chr. Geb.) sie kannte. So wie man weiss, dass es schon in sehr früher Zeit in der Provence, dem Lande, wo der Roman von der schönen Magelone entstanden ist, Personen gegeben hat, welche der arabischen Sprache kundig waren — wie sich denn namentlich der 1078 verstorbene Bischof von Maguelone, Arnold, in der Kenntniss derselben auszeichnete (Fauriel Hist. de la poés. provenç. III. p. 316) — so kann auch darüber kein Zweifel obwalten, dass die unter dem Namen der Tausend und Einen Nacht bekannte Märchensammlung zu der Zeit, wo Bernard von Treviez sein Gedicht verfasste, im Abendlande, insbesondere in den am mittelländischen Meere belegenen Ländern, bekannt gewesen ist. Schon im Anfange des 12. Jahrhunderts hatte der Spanier Petrus Alphonsus in seiner Disciplina clericalis (der Unterweisung eines Vaters für seinen Sohn), dann ein Mönch der Abtei Haute-Selve im südlichen Frankreich sie auszugsweise übersetzt und so den provenzalischen Troubadours wie den nordfranzösischen Trouvères und Jongleurs einen willkommenen und vielfach zu Nutze gemachten Stoff dargeboten. Fauriel (l. c. p. 335) sagt: „Allem Anscheine nach

*) Dass das arabische Märchen wahrscheinlich selbst nicht Original, sondern aus dem Indischen oder Persischen übersetzt ist, bleibt hierbei ohne Einfluss, da die Vorbilder in diesen Sprachen ganz sicher dem abendländischen Dichter nicht bekannt geworden sind. — Der türkische Roman: Abenteuer des Abdul-Selam und der Schelnissa, dessen Gegenstand der nämliche ist, wie der des arabischen Märchens, bleibt schon deshalb ausser Frage, weil seine Entstehungszeit eine spätere ist, wie die des provenzalischen Gedichts.

waren es die Araber Spaniens, von denen die Troubadours die ersten Vorbilder der Erzählungskunst erhielten, einer Kunst, in welcher sie nicht sehr hinter ihren Meistern zurückblieben. Mehrere Sammlungen jener geistreichen Erzählungen, in denen der tiefste Sinn sich oft unter den natürlichsten Formen der Erfindung birgt, wurden im Laufe des 12. und 13. Jahrhunderts theils in das Lateinische, theils in das Romanische übersetzt. So die, welche unter dem Namen der sieben weisen Meister und der Unterweisung eines Vaters an seinen Sohn in die Literaturen aller Völker Europas Aufnahme erhalten haben. Ich bin hin und wieder in den provenzalischen Dichtungen auf Anspielungen auf andere Erzählungen und andere arabische Geschichten gestossen, welche in gleicher Weise in dem Süden Frankreichs in Umlauf waren, und von denen sich gegenwärtig keine Spur mehr vorfindet.“ —

Es kann unter diesen Umständen nicht befremdlich erscheinen, wenn Bernard von Treviez dem Beispiele seiner Sangesgenossen gefolgt ist, als er daran ging, eine Legende über die Gründung seines Klosters anzufertigen. Und er hat jenes gethan, so weit der letztgedachte Zweck, der ihm immer die Hauptsache blieb, es irgend gestattete. „Petrarca“, sagt Pet. Gariel (l. c. II. p. 113, vergl. I. p. 71 und 129), „der Vater und Fürst der Dichter Italiens, als er, wie er es selbst bezeugt, vier Jahre hindurch zu Montpellier dem Studium der Rechtswissenschaft oblag, benutzte, um sich bei dieser Geistesanstrengung einige Ruhe und Abwechselung zu gewähren, seine Erholungsstunden dazu, den alten Roman von Peter von Provence und der schönen Magelone zu bessern und zu verschönern, welchen Bernard von Treviez zu seiner Zeit unter den Damen in Umlauf gesetzt hatte (avait fait couler), um sie auf eine sich leichter Eingang verschaffende Weise für die Werke der Barmherzigkeit und die Unterstützung der frommen Stiftungen zu gewinnen.“

Auch Hagen bemerkt (Gesammtabenth. I. S. CXXXV.): der Roman hat neben der romantisch abenteuerlichen Ritterlichkeit einen gewissen frommen, ja kirchlichen Anstrich, schon im Namen des Helden, der zu Ehren desselben die beiden St. Petersschlüssel zum Wappen nimmt, sowie Magelone bei der Trennung nach Rom wallfahrt, in der Peterskirche und auch sonst andächtig

betet und in ihrer milden Stiftung auf der Insel Magelona mit dem Petersaltare verharrt, bis diese die Geliebten wieder vereinigt, bis zum Grabe darin, so dass beide ein schönes Beispiel treuer Liebe sind.“

So wie das arabische Märchen das Vorbild der Magelone, so war die Letztere wieder ohne Zweifel das des den Titel: Der Busant führenden deutschen Gedichts. In beiden begiebt sich ein Fürstensohn an den Hof eines benachbarten Königs, in dem einen, um sich durch ritterliche Thaten Ruhm zu erwerben, in dem andern, um adlige Sitten und Kenntnisse sich anzueignen. Der Fürstensohn verliebt sich nun in die Tochter des Königs, an dessen Hof er sich aufhält, erhält deren Gegenliebe, entführt sie, in beiden Dichtungen gleichmässig ohne dringende Veranlassung, auf schnellen Rossen, geräth mit ihr in einen Wald, wo die ermüdete Schöne in seinem Schosse einschläft. Während sie sich noch im Schlafe befindet, nimmt er einige Ringe, die er an ihr wahrnimmt — in einem Gedicht sind es drei, im andern zwei — um sie näher zu beschauen; da schiesst ein Raubvogel hinab und entführt sie ihm, er eilt ihm nach, um sie mit Stöcken und Steinen ihm abzujagen. Aber all sein Bemühen bleibt erfolglos, er wird sogar, da er sich nicht zurückfinden kann, ganz von seiner Geliebten getrennt. Diese hofft anfangs, als sie beim Erwachen ihn vermisst, auf seine baldige Rückkehr, geräth, als diese nicht erfolgt, in Verzweiflung, entschliesst sich aber endlich, allein ihren Weg fortzusetzen.

So weit findet zwischen beiden Dichtungen eine beinahe vollständige Uebereinstimmung statt, wenn der zweite Theil der Erzählungen eine solche nicht darbietet, so erklärt sich dies ganz natürlich daraus, dass der deutsche Dichter lediglich ein Liebesabenteuer erzählen, nicht aber eine Klosterlegende abfassen wollte, also auch einen andern Schluss brauchte. Eine Analogie bieten beide Dichtungen aber auch hier dar, denn in beiden gelangen die verlassenen Damen zu Angehörigen ihres Geliebten, in der einen zu den Eltern, in der andern zu dem Oheim. — Dass dem Dichter des Busant der nordfranzösische Prosaroman Magelone bekannt gewesen sei, ist chronologisch sehr wohl möglich; dagegen hat eine direkte Benutzung des provenzalischen Gedichts sicher nicht stattgefunden, da die deutschen Dichter

des Mittelalters ihre Stoffe mit seltenen Ausnahmen nicht unmittelbar von den Provenzalen, desto mehr aber von den Nordfranzosen entlehnt haben.

Ebenso unzweifelhaft ist es, dass die drei Gedichte der andern Reihe, der Graf von Savoyen, die Gute Frau und Sir Isumbras zusammengehören und ihrem wesentlichsten Bestandtheile nach einer gemeinschaftlichen Quelle ihren Ursprung verdanken, sowie dass die Letztere ein nordfranzösisches Gedicht ist. Das erstgenannte weicht von den andern nur darin ab, dass die vom Vogel geraubten Kleinode nicht wieder zum Vorschein kommen, dass aus dem, was in der Guten Frau und dem Sir Isumbras nur Ein Vorfall ist, der Raub des Kaufgeldes, das der Gatte für seine Frau erhalten hatte, durch einen Vogel, in jenen zwei geworden sind: die Entführung der Kleinodien, welche die Gräfin mit sich genommen, durch den Raubvogel und das Verlieren des Kaufgeldes dadurch, dass dasselbe ins Meer fällt. In allen drei Gedichten entscheiden sich die Gatten dahin, lieber zeitliches Ungemach zu erdulden, als auf die ewige Seligkeit zu verzichten, aber nur in der Guten Frau erfolgt die Ausführung aus freiem Antriebe; es ist dies offenbar consequenter wie in den beiden andern Gedichten, wo die Ehegatten durch äussere Veranlassung ins Elend gerathen. Die Gute Frau kommt mit dem Grafen von Savoyen darin, dass die Gräfin schliesslich die Gemahlin des Königs von Frankreich wird, mit dem Sir Isumbras aber darin überein, dass zwei Söhne verloren gehen, als der Vater sie einzeln über einen Fluss tragen will, dieselben sich aber am Schlusse wieder einfinden. Dagegen erfolgt in diesem Gedichte eben so wie im Grafen von Savoyen der Verkauf der Frau auf einem Schiffe, aus dem der Gatte hinausgestossen wird, nachdem ihm das Kaufgeld für seine Frau aufgedrungen worden. — Welche von diesen verschiedenen Gestaltungen, die die Erzählung erhalten, der ursprünglichen Quelle entspreche, wird sich kaum mehr ermitteln lassen, da das altfranzösische Gedicht, was solche gebildet hat, bis jetzt nicht aufgefunden ist. Die Chanson de geste, die in der Guten Frau ins Deutsche übersetzt worden, ist dies schwerlich gewesen. Es ist sogar wahrscheinlich, dass der Graf von Savoyen, der sich vor den beiden andern Gedichteu durch Gedrungenheit und Einheitlichkeit aus-

zeichnet, in dem namentlich sich das Häufen der Abenteuer, ein charakteristisches Merkmal der Umarbeitung eines älteren Dichtwerks, noch nicht findet, der ursprünglichen Quelle am nächsten stehe. In dem Original der Guten Frau wurde diese zu einem Epos des Kärlingischen Sagenkreises verwendet, im Sir Isumbras mit den Kreuzzügen in Verbindung gebracht und für christlich ascetische Zwecke benutzt.

Noch bleibt die Erörterung der Frage übrig, ob man dieselbe Abstammung für die Dichtungen der ersten, wie für die der zweiten Reihe anzunehmen habe. Gemeinsam ist beiden eigentlich nur der Umstand, dass zwei Liebende getrennt und nach mancherlei Drangsalen wieder zusammengeführt werden, sowie der, dass ein Vogel eine Kostbarkeit, die er für ein Stück Fleisch ansieht, dem Helden der Dichtung entführt. Diese Züge allein dürften aber nicht ausreichen, um die Annahme ein und derselben Quelle als nothwendig erscheinen zu lassen. Wir begegnen denselben auch in Erzählungen, die im Uebrigen mit den hier besprochenen nicht die mindeste Uebereinstimmung darbieten, so namentlich dem letzteren unter andern in der Geschichte des Kodjah Hassan Alhabbal (Tausend und Eine Nacht, 369ste Nacht Th. X. S. 115 der Ausg. Wien 1826) wo erzählt wird, dass sich ein Hühnergeier auf Kodjah gestürzt habe, um demselben ein Stück Fleisch, das er in den Händen trug, zu entreissen und als in dem hierüber entstandenen Kampfe dem Kodjah sein Turban, in welchem er die ihm geschenkten 190 Goldstücke, seine ganze Habe, sorgsam verwahrt trug, entfallen sei, der Geier diesen gepackt und sich damit in die Lüfte geschwungen habe, alle Anstrengungen Kodjahs, den Vogel zu erhaschen und wieder zu seinem Eigenthum zu gelangen aber erfolglos geblieben wären. Liebrecht (Pfeiffers Germania I. S. 260) erinnert auch noch an eine altindische Sage. „In einer Erzählung des Somadewa Bhatta (aus dem Sanskrit übers. von Brockhaus 1843) I. 83 sqq. wird erzählt, dass die Königin Mrigavati, um ihrer Blässe abzuhelfen, in einem mit rothen Färbestoffen angefüllten Teich badet, aber von einem gewaltigen Vogel, der sie für ein Stück blutiges Fleisch hält, fortgeführt und auf einem Berggipfel niedergesetzt wird, wo ein Einsiedler sie aufnimmt und sie einen Sohne gebärt. Dieser erhält, herangewachsen, von seiner Mutter einen Ring mit dem

Namen seines Vaters und kauft dafür später eine schöne von einem wilden Waldbewohner gefangene Schlange, mit der er Mitleiden hat, los. Der Waldbewohner begiebt sich in die Stadt, um den Ring zu verkaufen, woselbst Letzterer von den Dienern des Königs erkannt wird und so diesen auf die Spur seiner Gemahlin bringt, so dass er endlich wieder in den Besitz derselben gelangt. — In diesem indischen Märchen finden sich, wie mir scheint, die Grundzüge der Geschichte des Peter und der schönen Magelone, wenn auch in manchen Umständen verschieden. Denn so wie im Volksbuche der Rabe den rothen Zindel mit den Ringen entführt, ihn für ein Stück Fleisch haltend, und auf diese Weise die Trennung der Liebenden bewirkt, so führt in dem Märchen der Vogel aus demselben Grunde die Königin selbst fort, bei deren Wiederfindung ein Ring die Hauptrolle spielt. Der Einsiedler des Märchens ferner entspricht dem Mühlmeister im Busant, oder der frommen Frau zu Aigues-Mortes, welche Magelone in ihr Haus aufnimmt, im Volksbuch und in allen Versionen finden sich endlich die Getrennten nach langer Zeit wieder." — Die hier hervorgehobenen Aehnlichkeiten sind aber doch nur so entfernt, dass wir sie weniger einer Gemeinsamkeit der Quelle, als dem Umstande beimessen möchten, dass es Ideen und Gebilde der Einbildungskraft giebt, welche selbstständig und unabhängig von einander bei den verschiedensten Völkern entstehen können.

Nach den oben angeführten Ansichten Uhlands über Sagenverwandtschaft, die wir auch hier zur Anwendung zu bringen zu müssen glauben, vermögen wir auch nicht anzuerkennen, dass jene beiden Reihen der voraufgeführten Erzählungen aus einer Quelle entsprossen sind. Für die Magelone und den Busant war diese sicher das arabische Märchen, für das Vorbild der Guten Frau und des Sir Isumbras aber schwerlich. Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, dass dem Verfasser des Grafen von Savoyen der Roman von der schönen Magelone bekannt gewesen ist und er aus diesem den Raub der Ringe durch einen Vogel, der bei ihm eine fast ganz müssige und auf den Gang der Begebenheiten im Allgemeinen durchaus einflusslose Episode bildet, aufgenommen hat, während er den Verlust des für die Frau gezahlten Kaufgeldes aus seiner Hauptquelle beibehielt, ihn aber nun freilich, da er den Vogel doch nicht zweimal auftreten lassen konnte, etwas

anders motiviren musste. — Auch die Aufnahme des Grafen durch den lombardischen Herrn und das Wohlwollen, welches der Letztere ihm zuwendet, das wesentlich zur Wiedervereinigung der Liebenden beiträgt, bietet einige Aehnlichkeit mit dem dar, was der Sultan von Egypten für Peter von Provence thut. — Der Graf von Savoyen bildet daher gewissermassen das Verbindungsglied zwischen jenen beiden Gruppen von Dichtungen.

Andererseits bietet aber auch der Busant einen Vergleichungspunkt mit der Reihe dar, der er im Uebrigen nicht angehört. Denn die Art, wie die Königstochter aus Frankreich in der einsam im Walde belegenen Mühle Aufnahme findet, hier durch kunstvolle Handarbeiten ihren Unterhalt erwirbt, in derselben von einem Grafen gefunden und mitgeführt wird, findet sich mit fast vollkommener Uebereinstimmung auch in der Guten Frau. Beide Dichtungen mögen, wie schon früher angedeutet wurde, diesen Zug aus der Sage von Berta, der Mutter Karl's des Grossen, entnommen haben. — Die Gute Frau bietet zwar auch mit noch einer andern Erzählung der zweiten Reihe, dem Märchen vom Prinzen Kamaralsaman, eine Analogie dar — dort wird der Adler, welcher das Säckchen mit dem Gelde geraubt, durch den Angriff anderer Vögel so bedrängt, dass er jenes zu den Füssen der Heldin niederfallen lässt und es auf diese Weise in deren Hände geräth; im arabischen Märchen beissen vor den Augen des Helden andere Vögel den Räuber des Kleinods todt, und es gelangt so dieses wieder in den Besitz von jenem — doch ist diese Analogie eine so entfernte, dass sie noch nicht berechtigen kann, aus ihr eine gemeinsame Quelle zu folgern.

Die von Eschenburg und v. d. Hagen ausgesprochene Vermuthung, dass dem Gedichte vom Grafen von Savoyen eine italienische Novelle zu Grunde liegen möge, hat sich bei einer eigens zu diesem Behufe vorgenommenen Durchsicht der älteren Novellensammlungen der Italiener nicht bestätigt gefunden; es ist diese Nation sogar beinahe die einzige Europas, deren Literatur sich den Roman von der schönen Magelone nicht angeeignet hat.

Der Bauern Lob.

Das nachstehende Gedicht ist, wenn es gleich wie demnächst dargethan werden soll, ausser in der vorliegenden, von keinem Bibliographen bis jetzt erwähnten, Ausgabe wahrscheinlich auch anderweit gedruckt ist, doch so gut wie ganz unbekannt geblieben. — Da es nun aber nicht gut einen Auszug gestattet, wenigstens bei einem solchen einen grossen Theil seines Reizes einbüssen würde, es aber wegen seines volksthümlichen Gepräges, seiner Naivetät und seines schlagfertigen, wenn auch etwas derben Witzes, sowie als ein Beitrag zur Kenntniss der geistigen Bewegung in der Zeit, der es seine Entstehung verdankt, einer Erneuerung wohl werth ist, so bedarf es wohl kaum noch einer Rechtfertigung, wenn hier ein wortgetreuer Wiederabdruck — nur die Interpunktion ist etwas gleichmässiger gemacht und die Abbreviaturen sind aufgelöst — erfolgt.

Einen förmlichen Titel hat das Büchlein nicht, vielmehr enthält statt eines solchen die Stirnseite des ersten Blattes die Anfangszeilen in gothischen Majuskeln.

UUs ſagt die geſchrifft . Wer der erſt Edelman geweſt . iſt wie Er vnd ſin . nach kumen die : lant habē gecʒwungē ſider adams ʒit ſo ist Weder arm noch rich vor der herſchafft gefreit :

Die unteren zwei Drittheile des Titelblattes werden durch einen Holzschnitt eingenommen.

Die Schlussschrift lautet: Gedruckt zu Erffort bey sant paulss pfarr In dē | weissē lilgenberge Jm XCvij Jahre (1497). — Ohne Blatt- und Seitenzahlen, Signaturen und Custoden. 6 Blatt in Quart, von deren letztem nur die vordere Seite bedruckt ist.

Uns sagt die geschrift: Wer
der erst Edelmann gewest ist, wie Er
und sin nachkumen
die lant haben gezwungen,
sider adams zit;
so ist Weder arm noch rich vor der herschaft gefreit.

Nu wolt ich wissen also geren:
wann die Edelleut herkumen weren;
Seintemal das die pösen und die frumen,
nit mer dan von Adam und Eva sind kumen.
Da Adam reutet und Eva span,
wer was die zeit da ein Edelman?
So will ich euch hie bedeuten:
von wann kumen sind die Edelleuten.
Ich will euch daran nit liegen,
man vindt es in der Bibel geschrieben.
In einem Buch genant Genesis
an dem zehenden Capitel ich also lis:
Das Nemroht sich nam gewalt an,
Und ist gewest der erst Edelman.
Er was treg vnd auch faul,
darumb setzt er sich vuff einn gaul,
Vnd nam sein freunde kelber vnd küe,
Dartzu dorfft er nit grosser müe,
Wann er pawet ym in schlos so gut,
Darinnen was er gar wol behut.
Und wolt nit arbeiten,
darumb betzwang er die armen Leuten,
Das sy ym zinss musten geben,
wolten sy behalten ire güter eben.
Und gaben ym das iars ein antzal
von iren früchten überal.
Derselbig Nemrot kinder gewan,
die namen sich ihrs vaters weis an,
Und kopten alle in die art,
darumb so lags den armen hart.
Und da ir vater Nemrot starb,
Der eltest sun ein weib erwarb,
Und setzt sich in das schlos hinein,
vnd thet gleich als der Vater sein,
Und nam zinss von den armen,
es mochte wol got im Himmel erbarmen:
Das arm leut die Herren müssen ernern,
können sich oft kaum des Hungers erweren.

Also ist es kumen in ein gewonheit,
und zwar es ist den Paurn leit,
Das es dartzu ist kumen;
sy habentz yetz cleinen frummen.
Nun red ich das on allen zoren:
es ist sunst nyemant Edel geporen,
Den wen sein tugent Edel macht,
und der mit frümkeit sich besacht.*)
So ist denn och kein Fürst so lobeleich,
der sich dem Paurn mag gleich.
Der Paur ist wol ein Edelman,
wer das rechtlich erkennen kann.
Wan alles, das in der werlt lebt,
alles nach des Paurn arbeit strebt.
Die würmlein in der erden clein
und in dem wasser die visch gemein
Auch in dem wald die wilden thierlein
Die solten dem Paurn gehorsam sein;
Auch die Vögel auff den zweigen,
Die solten dem Paurn von recht neigen.
Ich lob den Edeln Paur
über alle creataur.
Wan Hertzogen, Fürsten und die Herren
Die muss der Paur all erneren;
Die Edlen und die stoltzen
die muss der Paur all beholtzen.**)
Mit herter arbeit und übel essen,
muss er das getreid in casten messen.
Es erschlach der Hagel oder der schaur,
so mus der Hecker und der Paur
den Adel und die Burger erneren.
von arbeiter hande muss got bescheren.***)
Ir meidlein und ir knaben
ir solt den paursman lib haben,

*) Versorgen, berathen, Grimm Wörterbuch I. 1539.

**) Mit Holz versorgen, das Wort kommt, soviel sich hat ermitteln lassen, anderweit in dieser Bedeutung nicht vor.

***) Durch die Hand des Arbeiters muss u. s. w.

Dan er mus uns die wissen meen,*)
das feld pawen und seen;
Wer uns der Paur nit geborn,
wer pawet uns den weitz vnd das korn,
Und auch dartzu den guten wein,
darbey wir offt gar fröhlich sein?
Darumb ir herren ritter und knecht:
ir solt den Paurn beschirmen von recht;
Ir mönch, nunnen und pfaffen,
got hat euch auch erschaffen;
Ir solt nit davon wencken,**)
ir solt des armen Paurs still gedencken.
Ir Burger tragt gegen den Paurn kein neit;
für war es möcht noch kummen die Zeit,
Das ir des Paurn nit möcht geraten,***)
wiewol ir offt est hüner und praten.
Ir Hantwerksleut ich rat euch das:
tragt gegen den Paurn keinen has,
Wen er gen marckt begund zu lauffen,
so begert ir allerley von im zu kaufen
So spricht der erst : libes Peuerlein
hastu nit ein jungs par hünlein?
Die wolt ich gerne haben,
Das ich möcht füllen meinen kragen;
Das rindtfleisch das bekumbt mir nicht,
wan es ist grob und gantz entwicht.****)
Ya spricht der Paur : ich unseliger man
das ich das rindtfleisch nit genug han;
Ich wölt mich des gern vermessen,
und wolt mein lebtag kein hünerfleisch essen;
Und wolt wasser trinken aus einem krug,
Das ich nur het des rindtfleisch genug.
Ach ewiger got von himmelreich
wie ist es so gar ungeleich,

*) Wiesen mähen.

**) Wanken.

***) Entrathen, entbehren können.

****) Nichtnutzig, werthlos, Grimm l. c. III. 657.

Das ich übel essen mus und trincken,
vor onmacht möcht ich zu der erden sincken.
Ich ertzüch die hüner vnd iss sy selten,
dennoch muss ichs offt entgelten
Gegen manchen Edelman,
der mir nit vil gutz gan.*)
Yedoch so thut es mir nit ant,**)
ich hab des schotten und der milch gewant,***)
Daraus so macht mir mein fraw ein prey,
füllt mich pas dan wern der Hühner drey.
Er steht mir im pauch recht sam ein mauer,
und darff nit kawens****) und wird mir nit sauer.
Der ander spricht: ach lieber meyer
Hast Du nit neu gelegte eyer?
Ich hab das in den püchern gelessen:
wen einer sey im pad gewesen,
So sol er des nit vergessen,
er sol neugelegte eyer nach dem pad essen.
Der Paur spricht: ich sag die warheit,
mein fraw hat sy heut in Kreben†) geleit,
Und hat mirs auch gar eben getzelt.
Wer sach das es mir um eins velt††)
So schlüg sy mich zu hand
Das ich muss lauffen aus dem land.
Doch so treib ich meinen schimpff; †††)
pit euch nembtz nit auff in vngelimpff.
Sy sein in zweien tagen geleit,
Das sag ich euch auff meinen eit,
den ich meinen herren hab geschworn.
ich red auch das on allen Zorn,
Vnd ob ich euch hat gelogen,
so würd ich von euch gar schon betrogen;

*) Gutes gönnt.
**) Es thut mir nichts, v. Grimm s. v. ant und anthun I. 495 und 498.
***) Genug.
****) Bedarf nicht des Kauens, cf. Grimm V. 656.
†) Krebe = Korb. Ziemann mittelhochd. Wörterb. S. 194.
††) Wenn sie sähe, dass mir eins fehlt.
†††) Scherz.

Findet ir in ein ein jungs hönlein darin,
so habt ir gar ein guten gewin.
Ir müst mir sunst vmb eins neun pfenning geben,
wer es euch noch als uneben.
Der drit der spricht: ach lieber Paur,
mus ich als lang auff dich laur,
bis ich dich hab gefunden:
hast zu dein Pürlein*) aufgepunden?
Ich wolt gern gute puttern han;
hast du ir, lass michs verstan.
Ich wil dir gebn par gelt,
ist es sach das mir die puter gefelt.
Ya spricht der Paur : ich hab ir wol,
seind ich die warheit sagen sol;
die puter ist gut und dartzu rein,
als mir hat gesagt die Hausfraw mein.
Sie hat mich hereingeyagt nach saltz.
ich sag euch : es ist gut meienschmaltz.
Der viert spricht : liebster vetter mein,
pist du erst heut kummen herein?
Neugerauft federn het ich gern,
wan ich mag ir gar übel entpern.
Ich wolt ein gut peth lassen machen,
ich mus die nacht wol halbe wachen,
Und mag nicht han mein rechten schlaff,
ich gen recht sam ein taubes schaff.
Der Paur spricht : ich hör es wol,
seind ich die warheit sagen sol,
Erbeit des Tags als sere als ich,
ir schlafft des nachtz gar gerüglich,**)
Sam ich in meinem stadel thue;
des nachtz hab ich gar gute rue.
Also werden wir***) von Paurn gespeist,
wolt got das man die Paurn darauff weist:
das sy ire kinder liessen halten den pflug;
der hantwercksleut seint sunst genug.

*) Pürlein = Bürlein = Bündel. Grimm l. c. II. 544.
**) Gut, nach Belieben. Ziemann l. c. S. 111.
***) Wir Menschen.

Es wer not das die Paurn möchten wachssen
in aller welt und auch in sachssen.
So wil der ackerleut zerinnen;*)
Wo yetz die Paurn sün gewinnen,**)
Machentz all zu hantwercksleuten.
wer wil dan Hacken oder reuten?
Lieben Paurn freut euch meins wortz,
es ist mancher grober knortz,***)
die in den steten Bürger werden,
und meint er sey ein Fürst auff erden,
Und spottet vil der acker leut,
der ein schelm ist yn seiner heut.****)
Es wer gut das mancher ein Paur blib,
vil grosser sünd er vermid,
Die sunst all werden volpracht,
bey tag und auch bey nacht,
Mit müssig geen, trincken und mit essen;
darmit wirt got des Herren vergessen.
Die Paurn kumen gen kirchen selten,
doch lest sichs †) got nit entgelten;
Für ir arbeit gibt er yn lon,
gesunden leib und die ewige kron.

Der Drucker des vorstehenden Werkchens ist, wie dies das angegebene Druckhaus ergiebt, eben so wie bei den übrigen voraufgeführten Gedichten, Hans Sporer. Allem Anscheine nach hat er eben dasselbe auch schon an seinem früheren Wohnorte Bamberg vorher veröffentlicht. Panzer sagt nämlich (Deutsch. Annal. I. 208) bei der Erwähnung des gleichfalls von Hans Sporer 1493 zu Bamberg gedruckten Königs im Bade: „Noch besitze ich ein Lied, unter dem Titel: Der paurn lob, ohne Anzeige des Druckortes etc. in 4°, das vermuthlich ebenfalls zu Bamberg um diese Zeit gedruckt worden ist. Ist 1 Bogen stark, und hat auf dem Titel einen Holzschnitt.“ Sprenger, der in der

*) Aufhören.
**) Söhne bekommen.
***) Knotiges Stück Holz. Grimm l. c. V. 1492.
****) Haut.
†) Sie es.

ältesten Buchdruckergesch. von Bamberg S. 64 unter Nr. 44 die Schrift, aber nur nach Panzer anführt, fügt hinzu: „sie sei ohnfehlbar aus Hannss Buchdruckers Werkstätt hinter St. Martin.“ Wir halten nicht nur dies für richtig, sondern wir siud auch überzeugt, dass trotz der Verschiedenheit des Titels oder vielmehr des Fortlassens desselben, der Inhalt der nämliche sei, wie in dem hier vorliegenden Druck. Dafür spricht nicht nur der Umstand, dass auch dieser im Wesentlichen nichts enthält, als das Lob des Bauernstandes, sondern auch, dass Ausstattung und Format die nämlichen sind, und dass Hans Sporer, wie wir bereits gesehen haben, die meisten Büchlein, die aus seiner Presse in Erfurt hervorgingen, schon vorher in Bamberg gedruckt hatte. — Eine andere Ausgabe des Gedichts als die beiden aufgeführten hat eben so wenig ermittelt werden können wie eine Handschrift. In einem Manuscript der Königlichen Bibliothek zu München Nr. 774 Bl. 23. 24. 37. 38) findet sich zwar ein Gedicht: Der bawrn lob, dies ist aber, wie die von Keller (Fastnachtsp. III. S. 1375) mitgetheilten Verse darthun, völlig von dem vorliegenden verschieden.

Das Letztere, was in die Kategorie derjenigen Dichtungen gehört, welche die Bezeichnung: Reimsprüche führen (Uhland Schriften II. S. 504), weisst eben so seiner Sprache wie seinem Inhalte nach auf den Schluss des 15. Jahrhunderts als Entstehungszeit hin, denn es giebt sich als einen Vorläufer der geistigen Bewegung kund, die durch die Bauernaufstände ihren Abschluss erhielt. Die Sprache desselben deutet auf Mitteldeutschland, namentlich Franken. Die Erwähnung von Sachsen v. 182 wird wohl nur dem Reim auf wachsen zu Liebe erfolgt sein.

Das Gedicht muss zu seiner Zeit eine gewisse Popularität besessen haben. Fugger (Spiegel der Ehren des Erzhauses Oesterreich. Nürnb. 1668. S. 1384) erzählt: als Kaiser Maximilian durch Jac. Manlius Nachforschungen über den Ursprung seines Geschlechts habe anstellen lassen, wären durch einen Spötter an seinem Hofe folgende Reime an eine Wand geschrieben:

Da Adam hackt und Eva spann,
wer war damals ein Edelmann?

die der Kaiser sofort beantwortet habe, indem er darunter schrieb:

Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann
nur dass mir Gott die Ehre gan.

Jener Reim ist nun offenbar aus dem vorliegenden Gedichte, wo er fast übereinstimmend lautet (V. 11. 12)

Da Adam reutet und Eva spann
wer was die Zeit da ein Edelmann?

entnommen.

Die Verse 50 sqq. „es ist sunst nyemant Edel geporen u. s. w." erinnern an eine Stelle in Seb. Brandts Narrenschiff (Von grossem Rühmen, fol. C. der Ausgabe Basel 1509):

Wer noch gut sytt, ern, tugent kan
Den halt ich für eyn edelman,
Aber wer hett keyn tugent nitt
Keyn zucht, scham, ere noch gute sytt
Den halt ich alles adels lär
Ob joch ein fürst syn vatter wer.
Adel allein by tugent stat
Vss tugent aller adel gat u. s. w.

Da aber das Narrenschiff nicht früher als 1494, und unser Gedicht schon 1493 im Druck erschienen ist, so kann davon, dass der Verfasser des Letzteren jenes benutzt habe, nicht füglich die Rede sein.

Berichtigung

zu S. 151 und 158 der Abhandlung:

Ueber einige bis jetzt unbekannte Erfurter Drucke aus dem 15. Jahrhundert.

Als ich angab: dass das von mir zum Wiederabdruck gebrachte Gedicht „Der Bauern Lob“ so gut wie ganz unbekannt geblieben und, abgesehen von dem Bamberger und Erfurter Drucke, keine Ausgabe desselben habe ermittelt werden können, habe ich übersehen: dass E. Weller es bereits aus einem in der Hof-Bibliothek zu München befindlichen Bamberger Druck im Serapeum Jahrg. XXIV. S. 231–235 republicirt hat. Nur die Eingangsworte sind wesentlich verschieden; sie lauten bei Weller: „Ein newes gedicht“, im Erfurter Druck dagegen: „Uns sagt die geschrift.“ Sonst stimmen, abgesehen von unwesentlichen Abweichungen in der Orthographie, beide Ausgaben meist Wort für Wort überein. Als etwas wesentlichere Varianten sind anzusehen: dass V. 90 statt „fiel“ (viel) — so hat der Erfurter Druck und nicht „still“, wie im Wiederabdruck in Folge eines Druckfehlers steht — bei Weller sich „seel“ und V. 144 statt „schon“, wohl richtiger „schen“ (schön), findet.

Weller's Angabe: das Stück sei gänzlich unbekannt, bedarf in sofern einer Einschränkung, als es, wie von mir bemerkt worden, bereits Panzer und Sprenger erwähnt haben.

Die Ausgabe, aus der Weller den Abdruck besorgt hat, kann mit der in Panzers Besitz befindlich gewesenen nicht identisch sein, da die letztere keine Angabe des Druckers enthielt, die Münchener aber die Schlussschrift trägt: ‚Zu Bamberg in der loblichen stat, Meister Hanns hinder sant Martein das gedruckt hat“. — Meine Annahme: dass Hans Sporer, wie die meisten übrigen aus seiner Erfurter Presse hervorgegangenen Schriften, auch das in Rede stehende Gedicht schon vorher in Bamberg gedruckt habe, findet hierdurch ihre Bestätigung, wie auch das aus dem Fortlassen des Titels des Panzerschen Exemplars „der pauren lob“ etwa gegen die Identität herzunehmende Bedenken dadurch an Gewicht verliert, dass auch die in München befindliche Ausgabe bei sonstiger Uebereinstimmung eine andere Titelaufschrift hat, wie der Erfurter Druck. In Abrede stellen lässt sich hierbei übrigens nicht: dass der Titel „Der Bauern Lob“ mehr dem Inhalte entspricht, als der, welchen Weller seinem Abdruck vorgesetzt hat: „Gedicht vom ersten Edelmann.“ Denn die Angaben über die Entstehung des Adels bilden doch nur die Einleitung zu dem Hauptgegenstande.

W. von Tettau.

Druck von J. G. Cramer in Erfurt.



Druck von J. G. Cramer in Erfurt.

